Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

49. Jahrgang 17. August 1935 Nummer 16

Inhalt

Glaubensschrittle . . . . . Martin Rade

Bekenntnis und Verleugnung . . . . . Hermann Mulert

Die anglikanische Kirche zum Verhältnis von Weissen und Farbigen . . . . . Hermann Stöhr

Wohin steuert Japans Jugend? . . . . . Theodor Devaranne

Eine nordische Amtseinführung . . . . . Viktor Hermann Günther

Aus tiefen Wundern . . . . . Ernst Walter Schmidt

Hermann von der Goltz (Gennrich / von der Goltz) . . . . . Erich Foerster

Dank von Unbekannten . . . . . Hermann Mulert

Bibelglaube . . . . . Martin Rade

Sehnsucht nach Gemeinschaft . . . . . Johannes Müller

Die schottische Generalsynode . . . . . Adolf Keller

Von Brauchtum und Dorfkultur (l'Houet) . . . . . Georg Koch

Vom Einzug des Christentums in die deutsche Seele (R. Huch) . . .

Zwischen Lexikon und Wörterbuch . . . . . Otto Hubele

Blick in die Welt – Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Die Christliche Welt"

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet M. 4.50 im Vierteljahr — **Schriftleitung:** Kiel, Feldstr. 120, Fernruf 4277 — **Verlag:** Leopold Klotz, Gotha.
Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen, oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich M. 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig. Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag. Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht! — Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 II. Vj. 35 — Verantwortlich für den Anzeigenteil Otto Hauser, Gotha.
Anzeigengebühr (nach Preisliste 2): die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pfg., die ganze Seite RM. 124.80 brutto. Seitenteile entsprechend

„. . . Das Buch wird zu einer Urkunde der Lebensmacht des Christentums in unserer Zeit . . ."

Die moderne Jesusdichtung

Eine Anthologie von
Karl Röttger
Mit 6 Kunstbeilagen, 243 Seiten, Preis RM. 3.—

„Das Buch gibt den geradezu überwältigenden Eindruck, wie stark deutsches Geistes- und Kunstleben sich zum Christentum bekennt."
Deutsche Allgemeine Zeitung

„Ein Buch, das mit viel Muße studiert sein will. Wer hätte geglaubt, daß es in unserer Zeit so viele aufrichtige, tiefe, fromme, gläubige Jesusdichtung gäbe!" Der Wahrheitszeuge

„Unter jedem Gesichtswinkel — auch dem des überzeugten Christgläubigen im Sinne der Schrift — ist dieses Buch hochbedeutend . . . eine große Apologie des Glaubens." Der Reichsbote

Die moderne Mariendichtung

Eine Anthologie von
Erich Bockemühl
Mit 6 Kunstbeilagen, 169 Seiten, Preis RM. 3.—

„Nach der Röttgerschen Anthologie moderner Jesusdichtung bringt diese Sammlung erneut den Beweis von der unsterblichen Lebensmacht des Christentums . . . Eine überraschende Fülle und Schönheit tut sich auf." Mannheimer Tageblatt

„Ein wahrer Strom völlig moderner Mariendichtung, nicht aus dem Mittelalter, sondern in ganz neuer Art aus dem deutschen Protestantismus ebenso wie aus dem Katholizismus hervorbrechend: Maria als Symbol der Mütterlichkeit, der deutschen Mutterempfindung. Ein Beweis, wie aus dem Innersten das Deutschtum neu Bahn bricht." Die Dorfkirche

„Die Feinfühligkeit der Auswahl versteht sich bei Bockemühl von selbst. Es ist hier eine Seite der modernen Lyrik gezeigt, die deutlich ins Bewußtsein zu bringen ein Verdienst ist." Deutsches Volkstum

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

In meinem „Blauen Haus" wird 1. September 1935 parterre eine neu hergerichtete

Dreizimmerwohnung

frei, für pens. Pfarrer passend. Zentralheizung, auch Kachelofen, Bad, 2 große Veranden, Gartenanteil, Elektrisch und Gas. Miete ohne Heizung 45 Mark.

Helene Christaller
Jugenheim an der Bergstraße

Waldhaus Karin-Sigrid / Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Ruhige staubfreie Lage. Direkt am Walde. 20 behagliche Zimmer, teilweise mit Glasveranden. Gute reichliche Verpflegung, auch **vegetarische und Diätküche.** Diplomierte Lehrerin für Mensendieckgymnastik und Massage im Hause. Bad. Liegewiese.

Pensionspreis Mark 4 — 5.50

Leser dieser Zeitschrift genießen auf den normalen Pensionspreis bei mindestens 10tägigem Aufenthalt einen **Nachlaß von 5%.** Auskunft und Prospekt durch die Leiterin.

Frau Dr. Behrendt, geb. Seyfarth
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Erschütternd und tröstlich zugleich

sind die Bücher von **Hugh Redwood**

Gott im Großstadtelend

Ein Buch moderner Wunder. Deutsche Übersetzung von „God in the Slums". **9. und 10. Tausend.** Preis M 2.—

„Man kann dieses Buch nicht ohne tiefste Erschütterung lesen. Es ist spannend wie ein Abenteurerroman von der ersten bis zur letzten Seite. Und wenn man es richtig gelesen hat, dann bleibt trotz des bohrenden Schmerzes über so viel menschliches Leid und Elend ein Gefühl überströmenden Dankes und jubelnder Freude." Christentum und Wirklichkeit

Gott in den Schatten

Deutsche Übersetzung von „God in the Shadows". Preis M 2.60

„Praktische Liebesarbeit, praktische Sozialarbeit in den dunkelsten Vierteln einer Großstadt. Eine Reihe lebendig geschilderter Bilder zieht an den Augen vorüber. Wir staunen nicht minder über die aufopfernde, entsagungsvolle Arbeit, die geleistet werden muß, wie über die oft überraschenden Erfolge solcher zähen, im Geist christlicher Liebe u. sozialer Verantwortung getanen Arbeit." Evangelisch-Sozial

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

Nr. 16 — Gotha, 17. August 1935 — 49. Jahrgang

Inhalt: Der ungerechte Haushalter [Sp. 729] — Glaubensschrittle [Sp. 729] — Bekenntnis und Verleugnung [Sp. 731] — Die anglikanische Kirche zum Verhältnis von Weißen und Farbigen [Sp. 733] — Wohin steuert Japans Jugend [Sp. 737] — Eine nordische Amtseinführung [Sp. 740] — Aus tiefen Wundern [Sp. 742] — Hermann von der Goltz [Sp. 742] — Dank von Unbekannten [Sp. 745] — Bibelglaube [Sp. 746] — Sehnsucht nach Gemeinschaft [Sp. 749] — Die schottische Generalsynode [Sp. 752] — Von Brauchtum und Dorfkultur [Sp. 756] — Vom Einzug des Christentums in die deutsche Seele [Sp. 759] — Zwischen Lexikon und Wörterbuch [Sp. 761] — Blick in die Welt [Sp. 764] — Aus Zeitschriften [Sp. 767] — Bücher und Schriften: Das Phänomen des Glaubens (Reiner); Römisches Reich deutscher Nation (Huch); Wege und Begegnungen (Volk); Vom Dichterpfarrer Adolf Schmitthenner und von der Beethovenkapelle in Leipzig (Pauli); „Eckart-Kreis"-Bücherei; Hedy und die Andern (Frohnmeyer); Auf, bleibet treu! (Strube); [Sp. 768] — Chronik [Sp. 771] — Verschiedenes: Damaschke; Dr. Murlin; Noch einmal: „So dir Jemand einen Streich gibt . . ." [Sp. 776] — Versammlungskalender [Sp. 776] — Anzeigen

Der ungerechte Haushalter

9. S. n. Trin.

Ihr, die ihr zählt zu Gottes treuen Knechten,
Lernt von den Künsten auch der Ungerechten!
Könnt ihr nicht leben ohne Gut und Geld,
So braucht getrost die Weisheit dieser Welt!

J. H.

Glaubensschrittle

Warum seid ihr so furchtsam? Ihr Kleingläubigen!
Matth. 8, 26

Eine junge Freundin, sterbenskrank, im Krankenhause aufgegeben, verlangte sehnsüchtig nach einer christlichen Heimstätte, die sie einst kennengelernt hatte. Der Arzt stellte ihr sein Auto zur Verfügung, denn mit der Eisenbahn fahren konnte sie nicht. Gehen konnte sie erst recht nicht. Als nun bald nach ihrer Ankunft der Bruder, dessen Fürsorge sie anvertraut wurde, sie in ihrem Quartier besuchte, war das Erste, daß er sie aufforderte, zur gemeinsamen Mahlzeit in das fünfzehn Minuten weit entfernte Haupthaus zu kommen. Erschrocken sagte sie ihm, daß sie das nicht könne. „Kind", sagte er zu ihr (in Wirklichkeit nannte er sie mit dem Vornamen), „du machst lauter kleine Glaubensschrittle." Es ging, und es ging noch erstaunlich viel mehr. Sie hat es uns später selbst erzählt.

Die Geschichte fiel mir ein, als ich im Hochgebirge auf einem mir unbehaglichen Grat ging. Es war keine Gefahr dabei, aber mich dünkte das Ziel, der Gipfel, noch ferner als mir lieb war. Da sagte es zu mir: „Du machst lauter kleine Glaubensschrittle." Ich dachte nicht mehr an das Ziel, sondern war einfach mit meinen Gedanken bei jedem nächsten Schritt, ohne viel nach jenem auszuschauen. Auf einmal war ich oben, und die ganze Pracht lag vor mir.

Die erste Geschichte mag Jemanden heiter stimmen. Schon durch die anheimelnde süddeutsche Sprache des Bruders. Sie hat doch Eindruck auf uns gemacht. Daß die Genesung des lieben Fräuleins auf die Dauer nicht standhielt, daß sie einige Wochen danach fröhlich heimgegangen ist, ändert daran nichts.

Und über die zweite Geschichte zuckt vielleicht Manches die Achseln. Das Einfachste war ja, ich wäre nicht hinaufgestiegen. „Wozu dieser Unrat?" Nun ich einmal droben war, genügte ein wenig tapfere Ausdauer. Wozu Glaubensschrittle? Ueberhaupt Glaube? Bei einer so profanen Angelegenheit. Angesichts einer geringen leiblichen Ermüdung, die dem genossenen Vergnügen im Grunde gar nichts abbrach. Nun, schließlich ist das meine Sache. Aber Glaube ist auch zu kleinen Dingen nütze.

Ich muß dabei an die Lehre vom „nächsten Schritt" denken. Ein verehrter älterer Freund hat mir die oft im Ernst vorgehalten. Der nächste Schritt sei der eigentlich wichtige. Viel wichtiger als all die Strecke, die sonst noch vor einem liege. — Wie es mit solchen profanen Weisheiten ist, sie sind immer nur halb wahr. Aber etwas Richtiges ist doch dran.

Man hat ein Ziel. Ein gutes, großes, festes. Man hat einen Willen und weiß, was man will. Das ist ein ungeheurer Segen, wenn man weiß, was man will. Aber wenn ich den nächsten Schritt verfehle, fehlgehe, fehltrete, so kann mich das um das ganze Ziel bringen.

Und wie oft liegt der Weg bis zum Ziele in Dunkel gehüllt. Ich verliere es oder bin in Gefahr, es zu verlieren. Stehenbleiben geht nicht. Die Zeit will mich durchaus mitnehmen in die dunkle Zukunft. Ein nächster Schritt muß getan sein. Wie dringlich, daß ich den rechten tue.

Vielleicht aber wankt mir nicht nur das Ziel, sondern ich sehe auch keinen Raum für den nächsten Schritt. Keinen Weg noch Steg. Oder die Kraft schwindet mir. Ich kann „keinen Schritt mehr weiter". Was kommt mir da zu Hilfe — oder nicht? Der Glaube. Ein

Glaubensschritt gewagt, und ich bin schon wieder ein Stück vorwärts.

Aber der Glaube tut uns noch den andern Dienst. Wenn wir in Gefahr sind, das Ziel zu verlieren, hilft er uns aus dieser Not. Glaube ist nie ohne Ziel. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf." Der Skeptiker hat kein Ziel. Unglaube ist recht eigentlich dasselbe wie Zielosigkeit. Ziel haben ist schließlich doch wichtiger als der nächste Schritt. Denn wenn der mich in den Abgrund stürzt, braucht es damit noch nicht aus zu sein; ich komme vielleicht wieder daraus empor. Gott hat vielleicht doch noch etwas vor mit mir für dies Erdenleben. Und wenn nicht, befehle ich meinen Geist in seine Hände. Für die Ewigkeit hat er auf alle Fälle noch etwas mit mir vor. Dort ist meine wahre Heimat. „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?"

Aber man steht ja nicht immer gleich vor dem Abgrund. Nur — der Weg ist schlecht, steil, dornig, finster. Also Vorsicht! Und freilich ein wenig Mut! „Warum seid ihr so furchtsam?" spricht Jesus zu seinen Jüngern und schilt sie: „Ihr Kleingläubigen."

Versuch's im Notfall! Spare die großen Schritte und mache jetzt einmal lauter kleine Glaubensschritte! R

Bekenntnis und Verleugnung

Jesus hat, wie berichtet wird, einerseits verlangt, daß man sich zu ihm bekenne: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem himmlischen Vater" (Matth. 10, 32). Andrerseits hat er das Bekenntnis, das nur in Worten erfolgt, entwertet und das Bekenntnis der Tat gefordert: „Es werden nicht alle, die zu mir Herr Herr sagen, ins Himmelreich kommen, sondern (nur), die den Willen meines Vaters im Himmel tun" (Matth. 7, 21).

Sagt man nun: „entweder wir bekennen uns zu Jesus, oder wir verleugnen ihn", so gilt doch erstens: ein und derselbe Mensch kann jetzt das eine, dann das andere tun. Das berühmteste, das erste und grundlegende Bekenntnis zu Jesus hat sein Jünger Simon abgelegt: „Du bist der Messias" (Mark. 8, 29); nach dem Bericht bei Matthäus gab ihm Jesus deshalb den ehrenden Beinamen Felsenmann, Petrus. Unmittelbar nach diesem Bekenntnis aber hat Jesus, wie erzählt wird, vorausgesagt, er werde leiden und sterben müssen. Bald wurde er wirklich verhaftet und zum Tode verurteilt. Nun mußte sich zeigen, ob, wenn die Volksmenge sich abwendete, doch wenigstens seine Jünger zu ihm stünden. Aber da hat derselbe Petrus, der jenes Bekenntnis ausgesprochen hatte, ihn dreimal verleugnet, aus Menschenfurcht, Leidensscheu, Todesfurcht. Der Blick Jesu, der ihn danach getroffen haben mag, ist ein Abschiedsblick gewesen. Aber dann hat Petrus sich wieder zu seinem Herrn und Meister bekannt; er ist (nach dem ältesten Bericht, den wir haben) der Erste gewesen, der verkündete, Jesus sei nicht im Tode geblieben, sondern von Gott auferweckt. Petrus galt als Führer der neuen Gemeinde, die nun die Botschaft von Jesus als dem Christus, dem Messias, in die Welt hinaustrug. Er wird seinen Glauben als Märtyrer besiegelt haben. Und so sind in fast zwei Jahrtausenden seitdem immer aufs neue Bekenner zu Verleugnern geworden, aber auch Verleugner zu standhaften Bekennern.

Doch die Verbindung von Bekennen und Verleugnen ist nicht nur diese, daß derselbe Mensch bald das eine, bald das andre tun kann, sondern sie kann noch enger werden. Es gibt eine Art des Bekennens, die viel mehr Verleugnung ist. Man mag sagen, das sei dann eine Entartung des Bekennens. Gewiß, aber worauf es hier ankommt, ist nicht, daß wir um Worte streiten, sondern daß wir den Ernst der Gefahr erfassen, die da vorliegt. Jesus wird nämlich von seinen Jüngern immer dann praktisch verleugnet, wenn sie ihm nicht nachfolgen. D. h. er wird nicht bloß damit verleugnet, daß sie lieblos gegen die Brüder handeln, Unrecht tun, unwahr reden. Sondern auch damit, daß sie, manche Christenpflichten nicht erfüllend, doch „Herr, Herr" sagen, sich um so entschiedener zu ihrem Christentum bekennen. Hier ist also nicht von denen die Rede, die, der Unvollkommenheit ihres Tuns bewußt, schlicht und bescheiden sagen: „ich möchte aber ein Christ sein" oder: „ich will aber ein immer treuerer Jünger Jesu werden". Aber denen gilt jener Vorwurf, die mit viel lauteren Worten sich zu Jesus und dem Christentum bekennen, als ihrem mangelhaften Tun entspricht.

Gibt es irgendwann viel Ungerechtigkeit und Unwahrheit im öffentlichen Leben, also praktisch unchristliches Wesen, daneben auch theoretische, grundsätzliche Bestreitung des Christentums, und allerlei Lehrweise, die zwar christlich sein will, uns aber als eine recht mangelhafte Theologie erscheint, so ist die erste Pflicht eines Jüngers Jesu dann sicher der Kampf gegen das tatsächliche Unrecht. Wir Christen sind da aber leicht in Gefahr, uns mehr in den theoretischen Weltanschauungskampf und in die theologische Diskussion zu stürzen und so sehr auf richtige Lehre in der Kirche bedacht zu sein, daß wir unsere Pflichten gegen Volk, Staat, Welt darüber vernachlässigen. Hier liegt eine besonders feine und darum besonders schwere Versuchung vor. Der Eifer um die reine Lehre in Wort und Schrift kann Christen verleiten, zu wenig an das Christentum der Tat und an ihre Pflicht zum Kampf gegen alles Unrecht zu denken. Ob, wie die alte Warnung sagt, Satan sich in einen Engel des Lichts verkleiden und dann am gefährlichsten werden kann, bleibe dahingestellt. Aber sicher kann, schlichter ausgedrückt, auch im Bekennen und im Kampfe für das Bekenntnis (ohne daß man es will und merkt) eine Verkennung dringlicherer Christenpflichten und insofern tatsächlich eine Verleugnung Jesu Christi liegen. In diesem Sinne kann das Bekennen Verleugnen sein, der Eifer um das Bekenntnis zur Verleugnung Jesu werden.

Ob wiederum auch die Verleugnung Bekenntnis in sich schließen kann? Ob in Worten, vielleicht wilden, heftigen Worten gegen Kirche, Christentum, Religion ein Sehnen nach wahrer Ehrfurcht vor dem Höchsten liegen kann, in Ablehnung alles überlieferten Gottesglaubens ein heißes Verlangen nach dem wirklichen Gott? Diese Frage sei hier nur angedeutet. Manche Worte Nietzsches und Anderer sprechen dafür. M

Die anglikanische Kirche im Verhältnis von Weißen und Farbigen

Die anglikanische Kirche ist bekanntlich weit über uropa hinaus verbreitet, in vielen englischen Kolo- al- und Missionsgebieten. Von ihren Bischofskonfe- nzen in London, den sogen. Lambethkonferenzen, hat e letzte (1930) sich u. a. über das Verhältnis der uropäer zu andern Rassen geäußert. Die Fragen, die er vorliegen, sind heute für die europäischen Völker cht weniger wichtig als vor fünf Jahren. So seien e Beschlüsse jener Konferenz hier mitgeteilt. Es han- lt sich erstens um eine Kundgebung, die vornehmlich r Verlesung in allen Gemeinden der Kirche von Eng- nd bestimmt war; zweitens um vier Entschließungen nd drittens ein Stück eines Kommissionsberichtes über Leben und Zeugnis der christlichen Gemeinschaft".

1

Die Kundgebung kommt nach Darlegungen über die ristliche Lehre von Gott und nach Empfehlungen über as Familienleben mit folgenden Worten auf das Rassenproblem:

Wir haben von der Familie gesprochen. Jede Familie ist n aber eine Widerspiegelung jener großen Menschheits- milie, deren Vater Gott ist und deren Glieder die Nationen nd Rassen sind. Wir, die wir diese Worte an euch richten, nd selbst Vertreter jener großen Familie. Denn unter den ier versammelten Bischöfen befinden sich nicht nur Vertreter er westlichen Rassen, sondern auch der Rassen Japans, hinas, Indiens und Afrikas. Wir haben unsere Bruderschaft r Christus gefunden und wir sind dessen gewiß: nur in seiner eltweiten Gemeinschaft kann diese Bruderschaft sichergestellt erden. Da genügt kein vager Menschheitssinn. Wenn Men- hen verschiedener Rassen und Nationen sagen können „Unser ater" im Glauben an Gott, der in Jesus Christus sichtbar in rscheinung trat, dann beginnt eine Einheit fühlbar zu wer- en, welche die Verschiedenheiten der Hautfarbe und Tradition bersteigt.

Wir müssen bekennen, daß wir als Christen dieses Fami- enleben nur unvollkommen verwirklicht haben. Immer noch ibt es unter Christen die besondere Art des Stolzes, das leberlegenheitsgefühl der Rasse. Die Angelsachsen sind viel- eicht besonders für dieses Uebel empfänglich. Aber es ist twas, womit eines Tages notwendig aufgeräumt werden uß, wenn Rassen und Nationen zu der Erkenntnis kommen, ie zum Verstehen und Mitfühlen aufruft, zeitweilig ganz be- onders. Fragen von größter Schwierigkeit, die sowohl die olitik als auch die Industrie aufwerfen, erheischen eine Ant- ort. Bei jeder Sache kommt es, menschlich gesprochen, auf en Geist an, in dem man sie anfaßt. Wir bekennen, daß die Menschen in vielen Teilen der Kirche blind gewesen sind egenüber der Bedeutung der allumfassenden Menschwerdung es Sohnes Gottes und gegenüber der ganzen Tragweite eines ebens in der Körperschaft Christi, einem Körper, in dem es eder Jude noch Heide, Grieche noch Barbar, Knecht noch reier geben kann, sondern da Christus ist alles in allem. n dieser göttlichen Gemeinschaft können wir es uns leisten, erschiedenheiten voll und frei anzuerkennen, gerade weil in hristus etwas da ist, was sie übersteigt. In diese Gemeinschaft ann jede Nation ihre Traditionen, Gaben, Erfahrungen und ennzeichen bringen, wohl wissend, daß sie als Werte will- ommen sind, welche die Glieder der Familie beisteuern, damit ie zum Wohle des Ganzen geprüft und genutzt werden. Dies st von größter Wichtigkeit für das zukünftige Leben der Welt. Wenn dies mißlingt, würde den Feindseligkeiten zwi- chen den Rassen und Nationen Tür und Tor geöffnet; was araus folgt, ist schrecklich sich auszumalen. Hier muß wieder einmal das Zeugnis der Kirche einsetzen. Dies mag bei vielen Kirchengliedern eine drastische Revision ihres Denkens und Handelns notwendig machen. Sicherlich bedeutet es ein demüti- ges Anerkennen der Führerschaft des Geistes. Es ist ein wirk- licher Prüfstein für unsere eigene Kirchenzugehörigkeit. Denn wieviele vom Geist Gottes geleitet werden, die sind Gottes Kinder.

2

Die vier Entschließungen (Nr. 21—24):

21. Die Konferenz versichert, daß der Grundsatz der Treuhänderschaft, wie er in Art. 22 der Völkerbundssatzung niedergelegt ist, in der Praxis nur recht angewandt werden kann bei voller Anerkennung der Tatsache, daß gegebenenfalls eine Teilhaberschaft folgen muß, sobald zwei Rassen eine gleiche Zivilisationshöhe aufweisen können. Dementsprechend versichert die Konferenz, daß die Herrschaft einer Rasse über eine andere vom christlichen Standpunkt nur gerechtfertigt werden kann, wenn der ständige Wunsch der Regierung die höchste Wohlfahrt der beherrschten Rasse ist und wenn die Zulassung zu einem zunehmend größeren Anteil an der Regierung des Landes ein unverwandt verfolgtes Ziel ist. Zu diesem Zweck muß eine gleiche Gelegenheit und ein unparteiisches Recht sichergestellt werden. Gleiche Entfaltungsmöglichkeit wird die Folge sein, wo die Nation sich treu ihrer Verantwortung für die Erziehung aller ihrer Bürger entledigt; hierbei ist die Zusammenarbeit der Kirche und Familie mit dem Staat wesentlich. Christliche Grundsätze fordern die Sicherstellung gleichen Rechts für jedes Mitglied jeder Gemeinschaft sowohl seitens der Regierung als auch vor den Gerichtshöfen.

22. Die Konferenz bekräftigt ihre Ueberzeugung, daß alle Kommunikanten ohne Ansehung der Rasse und Hautfarbe in jeder Kirche Zugang zum Tisch des Herrn haben sollten und daß Niemand vom Gottesdienst in irgendeiner Kirche wegen seiner Hautfarbe und Rasse ausgeschlossen werden sollte. Ferner legt sie darauf Nachdruck, daß dort, wo Christen verschiedener Rasse wegen ihrer Verschiedenheit in Sprache und Sitte normalerweise getrennten Gottesdienst haben, vereinte Gottesdienste und gemeinsames Abendmahl angestrebt werden, um so die Einheit des Leibes Christi zu bezeugen.

Die Konferenz wünscht alle Christen daran zu erinnern, daß das Amt des Geistlichen niemals auf Grund der Hautfarbe oder Rasse verweigert werden sollte. In diesem Zusammenhang möchte sie ihrer Meinung Ausdruck geben, daß es im Interesse wahrer Einheit unerwünscht ist, daß es in irgendeinem Gebiet zwei oder mehr Bischöfe derselben Gemeinschaft gibt, die unabhängig voneinander die kirchlichen Rechtsgeschäfte wahrnehmen.

23. Die Konferenz versichert, daß der leitende Grundsatz in den Beziehungen zwischen den Rassen ein Aufeinanderangewiesensein sein sollte und nicht Konkurrenz, wenn auch dieses Aufeinanderangewiesensein nicht an sich ein Heiraten untereinander mit sich bringt. Die praktische Verwirklichung einer Bruderschaft unter Menschen erfordert von allen Rassen Gefälligkeit im Verkehr mit einer anderen Rasse, Zusammenarbeit im Studium der Rassenbeziehungen und -werte und ein vollständiges Vermeiden jeder Ausbeutung schwächerer Rassen, was z. B. beim Alkoholhandel unter den Eingeborenen Afrikas und bei Zwangsarbeit zu privatem Nutzen vorliegt.

Die Konferenz hebt hervor, daß der Besuch asiatischer und afrikanischer Studenten an westlichen Universitäten eine Gelegenheit bietet, eine freundliche Gesinnung zwischen verschiedenen Rassen zu fördern. Sie fordert die Christen auf, sich zu bemühen, eine solche Einstellung in der Oeffentlichkeit zu schaffen, daß diese Studenten mit freundlichem Verständnis empfangen und so instandgesetzt werden, an allem teilzunehmen, was das Beste im gesellschaftlichen Leben des Westens ist.

24. Die Konferenz wünscht darauf Gewicht zu legen, daß die Aufrechterhaltung der christlichen Verpflichtung für die Männer, die Frauen zu achten und zu ehren, was die gleiche ritterliche Behandlung von Frauen aller Rassen einschließt, von grundlegender Bedeutung ist. Und umgekehrt ist von gleicher Wichtigkeit die christliche Pflicht der Frauen, ein hohes Maß sittlicher Führung besonders in ihrem Verkehr mit Männern anderer Hautfarbe aufrechtzuerhalten.

3

Aus der Erklärung über „das Leben und Zeugnis der christlichen Gemeinschaft":

„Eins in Christus Jesus." So brachte Paulus für alle Christen und für alle Zeiten das rechte Verhältnis zwischen den Menschenrassen zum Ausdruck. Hierzu müssen wir stehen und

hierfür müssen wir arbeiten, wenn wir treue Nachfolger eines Meisters sein wollen, der da kam, um eine Welt zu erlösen. Wir sind Söhne in der Familie eines gemeinsamen Vaters und Brüder in der Liebe eines Heilandes.

Ursachen der gegenwärtigen Unruhe

Die Welle des Rassenbewußtseins und Nationalgefühls braust gerade hoch und kräftig dahin; sie ist eine Hauptursache für die gegenwärtige Unruhe. Geheimnisvolle Unterströmungen unbestimmter Zielsetzungen sind überall in der Welt festzustellen. Persönlicher und nationaler Ehrgeiz verwirrt die Entwicklung. Neue Situationen sind entstanden und verursachen viel Verlegenheit. Und in dem Bemühen um eine Lösung der Schwierigkeiten stieß man auf Verbitterung, wo dankbares Verstehen erwartet wurde. In anderen Fällen begegnete man der Unterdrückung, wo man Zusammenarbeit und Förderung erwartete. In den letzten Jahren ist die Welt, in der wir leben, schnell immer kleiner geworden. Verbesserte Transportmittel und Nachrichtenübermittlung haben die Schranken der Zeiten durchbrochen. Wir schicken Botschaften schneller um die Welt, als unsere Väter sie über die Themse schicken konnten. Weitverbreitet ist die Kenntnis von Ereignissen; sie hat oft das Rassegefühl gesteigert, da es abgelegen lebenden Rassen die Verhältnisse der Welt und bis dahin unbekannte Rassebestrebungen enthüllte. Nachrichten und Fühlungnahme an sich werden das Problem nicht lösen; im einzelnen Falle können sie es nur intensiver gestalten.

Man muß sich auch vor Augen halten, daß mit diesen engeren Beziehungen eine Zunahme wirtschaftlichen Druckes eingetreten ist. Die herrschenden Rassen haben oft die Gelegenheit zu Ausbeutung wahrgenommen; oder sie befürchten hingegen eine Einbuße an Macht und Ansehen von unerwarteten Schwierigkeiten und der Rivalität der Rassen, die sie als unterlegen angesehen haben und die jetzt aber dazu kommen, einen rechten Anteil an den Gütern des Lebens zu gewinnen.

Der Zusammenprall der Interessen ist natürlich in Ländern besonders stark ausgeprägt, wo Menschen verschiedener Rasse und Zivilisation beständig zusammenleben. Die hieraus entstehende Unruhe hat ihre Wurzeln weithin in sozialen Ursachen, wie in der Furcht vor Rassenmischung und in dem Verlangen, daß die von den begünstigteren Rassen erlangte Lebenshaltung nicht verschlechtert werde.

Wo eine der beteiligten Rassen die Herrschaft über eine andere Rasse ausübt, die in ihrem eigenen Lande lebt, verschärft sich das Problem. Wie aufrichtig und selbstlos die Absicht der herrschenden Rasse auch sein mag und wie sehr sie sich selbst auch als Treuhänder und nicht als Besitzer ansehen mag, so entsteht doch unvermeidlich eine Ungewißheit über die Zeit, da diese Treuhänderschaft in eine Teilhaberschaft übergehen sollte. Nur größte Klugheit und Geduld auf jeder Seite der beteiligten Rassen kann ernstes und unheilvolles Mißverstehen und Streiten verhindern.

Aber das größte einzelne Hindernis für eine Verständigung und Zusammenarbeit zwischen den Rassen ist wohl in dem sogenannten Ueberlegenheitsgefühl der herrschenden Rassen und besonders der Angelsachsen zu sehen und in der hieraus folgenden Verdächtigung und Empfindlichkeit, die dies in anderen Rassen erzeugt hat. Zu häufig verleitet uns unsere eifrige Wertschätzung unserer eigenen Tugenden und Fähigkeiten zu der Vorstellung, daß Jeder, der nach Rasse, Hautfarbe oder Sprache anders ist als wir, deshalb minderwertig sei. Wir sind bereit, gönnerhaft Zivilisationen zu beschützen, die weit älter sind als unsere eigene, und Kulturen nicht zu achten, die wir nicht begreifen. Die meisten dieser Streitfälle würden zu herzlicher Zusammenarbeit führen, wenn wir uns der Mahnung erinnern würden, „daß ihr wandelt, wie sich's gebührt eurer Berufung, mit der ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und vertraget Einer den Andern in der Liebe und seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens" (Eph. 4, 1—3).

Die christliche Einstellung zu dem Problem

Es ist Sache der Kirche, die Aufmerksamkeit der Menschen auf das Neue Testament hinzulenken, wo wir in Christus die volle Offenbarung der Vaterschaft Gottes finden und daß die Kirche ein Königreich ist, in dem Alle Bürger sind, ein Leib, in dem ein jedes Glied am Leben des Ganzen Anteil hat.

Aus dieser Lehre der Einheit aller Christen in Christus folgen zwei Grundsätze:

a) Geistige Einheit in Christus. Wenn alle getauften Menschen Christus, ihrem Haupt, treu wären, würden die meisten Ursachen der Verbitterung zwischen den Rassen verschwinden, weil sie erkennen würden, daß „so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit" (1. Kor. 12, 26). Paulus lehrt uns, daß in Christus „nicht ist Grieche, Jude, Beschnittener, Unbeschnittener, Ungrieche, Skythe, Knecht, Freier, sondern Alles und in Allen Christus" (Kol. 3, 11).

Unglücklicherweise ist der wirtschaftliche Druck des heutigen Lebens so stark, daß die meisten Menschen, auch wenn sie sich als Christen bekennen und bezeichnen, sich daran gewöhnt haben, ihr Leben in Stockwerken zu leben und das Eindringen der Religion in das politische, geschäftliche oder in das gewöhnliche gesellschaftliche Leben übelzunehmen. Aufgabe der Kirche ist es jedoch, die Personen zahlreicher zu machen, deren Beziehungen zu ihren Mitmenschen von Achtung und Ehrfurcht vor der Persönlichkeit Anderer beherrscht sind, weil sie sie in ihrer Beziehung zu dem Walten Gottes zu sehen gelernt haben.

In dem Streben nach geistlicher Einheit ist es unmöglich, den Wert von Erziehungsmaßnahmen zu verkennen. Ohne sie kann Niemand hoffen, der höchsten Wohlfahrt des Ganzen voll gerecht zu werden. Diese Erziehung muß sich mit dem ganzen Menschen befassen und mit der Schaffung eines Charakters, was das Einsetzen der Religion als der Grundlage sittlichen Verhaltens mit sich bringt. Wir möchten dringend bitten, ganz die Tatsache anzuerkennen, daß die Sittlichkeit der christlichen Religion die einzig gesunde Grundlage für das Leben ist und daß allein in Christus die Kraft gefunden wird, welche die höchste Vollendung ermöglicht.

b) Der zweite Grundsatz, der aus der Lehre des Leibes Christi folgt, ist das Aufeinanderangewiesensein. Wir alle sind Glieder an einem Leibe, „es kann das Auge nicht sagen zu der Hand: Ich bedarf dein nicht..., sondern vielmehr die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu sein, sind die nötigsten" (1. Kor. 12, 21—22).

Die Geschichte lehrt, daß keine Zivilisation ihr Leben gerettet hat auf der Grundlage von Sklaventum. Die Interessen der verschiedenen Teile der Gemeinschaft sind eins und unteilbar. Daher muß jeder Versuch, in die Interessen eines Teiles oder des Volkes einer bestimmten Hautfarbe hineinzuregieren, schließlich zur Katastrophe führen. Je mehr die Unzufriedenheit in unterirdische Bahnen gelenkt wird, desto stärker wird sie sich eines Tages entladen. Unsere Aufgabe ist es, die Welt zu überzeugen, daß Zusammenarbeit, wie sie das Neue Testament lehrt, nicht nur gesundes Christentum ist, sondern auch gesunde Staatswissenschaft und Volkswirtschaft.

Einige hiermit in Zusammenhang stehende Grundsätze

Die Staatswissenschaft erkennt an, daß ein jeder Mensch schon durch die Tatsache seiner Geburt das Recht hat, als ein menschliches Wesen angesehen und behandelt zu werden. Die Religion Christi gibt ihm das weitere Anrecht, ein Kind Gottes zu sein. Was auch immer seine Stellung in der sozialen Stufenfolge, was auch immer seine Hautfarbe sein mag, ihm sollte Gelegenheit gegeben werden, dieses Anrecht in Anspruch zu nehmen; und durch Erziehung, Schulung und Förderung sollte er ermutigt werden, kulturell aufzusteigen und seine Gaben zu ihrer größtmöglichen Fähigkeit zu entwickeln. In diesem Bemühen, selbst Fortschritte zu machen, gebührt den schwächeren Rassen das Mitgefühl und die liebende Anteilnahme ihrer stärkeren Brüder; und deshalb sollten die stärkeren Rassen ihre Verpflichtung und ihr Vorrecht anerkennen, den schwächeren zu helfen und sie zu schulen, damit sie ihren Platz als einen wesentlichen Teil der Gesamtheit einnehmen. Keineswegs ist es wahr, daß nur die zurückgebliebenen Rassen aus dieser Zusammenarbeit der Schwachen und Starken gewinnen; keine Rasse ist so arm, daß sie nicht etwas Wertvolles hat, um es zur Bereicherung und Vollendung der ganzen Familie Gottes beizutragen.

Wir glauben, daß, wenn die großen Grundsätze geistiger Einheit und eines Aufeinanderangewiesenseins angewandt werden, die Kirche den stärksten aller Einflüsse ausüben wird, die dahin wirken, von dem Streit der Nationen und Rassen in eine größere Gemeinschaft hinüberzuführen.

Allen Nationen steht der Weg offen, ihre Schätze zu Christus zu bringen, so daß wir zusammen „wachsen in allen Stücken, an dem, der das Haupt ist, Christus, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied an

)ern hanget durch alle Gelenke, dadurch eins dem andern ndreichung tut nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in nem Maße und macht, daß der Leib wächst zu seiner selbst :sserung, und das alles in der Liebe" (Eph. 4, 15—16). Der Fortschritt der neusten Zeit hat die Welt zu einer nchbarschaft gemacht. Uns hat Gott die Aufgabe gestellt, zu einer Bruderschaft zu machen.

Stettin Hermann Stöhr

Wohin steuert Japans Jugend?

Eine rein politische Zeitung in Osaka brachte neu- h ein Bild mit einem entsprechenden Leitartikel, das e Gefahren der japanischen Jugend darstellt. Blind- ngs tappt eine junge Japanerin mit verbundenen ugen einen Weg entlang, der sich kurz vor ihr in drei- cher Form gabelt. Der eine Weg zeigt an seinem nde Hammer und Sichel, also das Landen bei den gefährlichen Gedanken" marxistischer und kommunisti- ?er Art, die heute stärker denn je unter japanischer olizeikontrolle stehen; der zweite Weg führt unmit- lbar zu einem feuerspeienden Berg, von dessen Rande ch in erschreckendem Maße japanische Jugend in den tzten Jahren in selbstmörderischer Absicht in den rater stürzte, eine Epidemie übrigens, die durch einen merikanischen Film äußerlich ausgelöst wurde, wo ie Heldin des Stückes sich nicht anders zu retten weiß, ls daß sie diesen Freitod in Japan wählt. Der dritte Weg endlich endet bei der Likörflasche, womit die in apan neu auftauchenden Bars, Kaffees und Animier- etriebe gemeint sind, die jetzt an die Stelle der etwas beralterten und überholten Geishawirtschaft mehr und nehr treten.

Jedenfalls ist man heute in weiten Kreisen Japans avon überzeugt, daß ein religionsloser Moralunter- icht und eine rein vaterländische Erziehung das letzte nd höchste Ziel nicht erreichen; wieweit diese Erkennt- is heute von rein pädagogischen Kreisen geteilt wird, abe ich in meiner Schrift „Fernost vor Gott" (Ver- ag der Ostasien-Mission, Berlin-Steglitz, 1935, 70 Pf.) usführlicher dargelegt.

Hinter all diesen erwähnten Tatsachen stehen etwa olgende Ereignisse der letzten Zeit.

Eine Gruppe junger Leute, Sprößlinge gut bürger- icher und auch adliger Familien, und Studenten aller Arten und Akademien, auch solche junge Männer, die schon einen akademischen Grad erlangt haben, werden wegen ihrer Beziehungen zum Kommunismus bestraft und vor Gericht gestellt. Es sind Menschen, die über den ihnen zu langsamen Gang des politischen Lebens und der sozialen Reformen unzufrieden sind und sich einer verbotenen Bewegung anschließen oder auch nur rein sachlich die Wirtschafts- und Staatstheorien studie- ren, die zur Ueberwindung des Kapitalismus und der monarchischen Verfassung führen können. Während der letzten drei Jahre sind auf diese Weise etwa 10 000 junge Leute, und unter ihnen meist Studenten von besonders guter und hervorragender Begabung, wie auch viele Professoren, mehr harmlose Kathedersozia- listen, von der Polizei wegen dieser Beziehungen unter der Anklage „gefährlicher Gedanken" festgenommen und abgeurteilt worden.

Ein anderes Bild: in einem einzigen Monat stürz- ten sich 120 junge Leute beiderlei Geschlechts in den Krater des Mihara auf der Insel Oshima nahe der Tokyo-Bucht; darunter waren Studenten, die das Auf- nahmeexamen für eine Hochschule nicht bestanden hat- ten, oder Liebende, deren Heirat von ihren Familien verboten worden war, oder ein entlassener kaufmänni- scher Angestellter, auch ein vierzehnjähriger Knabe, der seiner Familie nicht zur Last fallen wollte; Alle waren unter 25 Jahren. Die Gesamtzahl der jugendlichen Selbstmörder im letzten Jahr betrug im ganzen Lande etwa 2500, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die über- wiegende Mehrzahl nicht aus Lebensüberdruß oder schwierigen Lebensverhältnissen so handelte, sondern aus einer romantisch sentimentalen Naturschwärmerei.

Eine sich jetzt häufig in Japan wiederholende Straßenszene ist die, daß man Tanzmusik hört, um die sich eine große Zuschauermenge jüngerer Leute gesam- melt hat, die meist den unteren Klassen angehören und zur Musik eines Grammophons tanzen und dazu einen hochmodernen Text singen. Die Menge klatscht mit den Händen und stimmt in das Tralala mit ein. Ein Augen- zeuge schildert, wie das Land vielerorts wie von einer ansteckenden Krankheit von dieser Vorliebe zur Gram- mophonmusik in Verbindung mit üblen Gassenhauern ergriffen ist, und wie dann etwa auf der gegenüber- liegenden Seite der Straße andere verächtlich an die- sen noch nicht modern genug erscheinenden Kreisen vor- übergehen, um in einem amerikanischen Film, in einem Tanzlokal, Bar oder Animierkneipe zu landen. Wie das alles demoralisierend auf die von Haus aus streng und konservativ erzogene Jugend wirken muß, läßt sich lebhaft denken!

Gerade während jener Artikel mit dem eingangs geschilderten Bild geschrieben wurde, hatte sich eine Gruppe junger Leute wegen einer Reihe von politi- schen Morden vor Gericht zu verantworten. Sie hatten über das an der bedrückten Landbevölkerung begangene Unrecht und die Unzulänglichkeit der von der Regie- rung ergriffenen Hilfsmaßnahmen gegrübelt, herum- kritisiert und die „himmlische Sendung" auf sich ge- nommen, diesen Staat zu „läutern"; die Zeitungen be- richteten sogar wiederholt von politischen Verschwörun- gen, die noch Ende des vorigen Jahres von der Polizei zeitig genug entdeckt und vereitelt wurden.

Das sind so einige Gefahrenzonen der japanischen Jugend, immerhin schon drohend genug, um jene oben geäußerten Zweifel an dem Erfolg der rein vaterländ- isch-nationalen und religionslosen Erziehung laut werden zu lassen. Die modernen japanischen jungen Männer und Mädchen, die um den großen euro- päischen Weltkrieg herum geboren wurden, haben den nationalen Aufbau, der von ihren Großeltern ins Werk gesetzt worden war, geerntet; sie haben die beiden Perioden fieberhafter industrieller Regsamkeit und nationalen Wohlstandes durchgemacht und ihre Er- ziehung fiel in eine Zeit, als das Einströmen westlicher Ideen, Theorien und gesellschaftlicher Gebräuche die traditionelle heimatliche Kultur immer noch überflutete. Aber diese moderne japanische Erziehung beruhte ja auf der naiven Annahme, daß westliche Wissenschaft und Kunst angenommen, umstürzlerische Ideen und Theorien auf allen Gebieten aber davon gelöst werden könnten, daß die Aeußerlichkeiten westlichen Lebens errungen, aber die alte moralische Untermauerung der Kaiserverehrung, der kindlichen Treue und der ritter- lichen Tugenden unversehrt bleiben könnten. Das ist

aber nicht der Fall. Unter dem Bombardement neuer Ideen — Individualismus, Demokratie, Klassenkampf — und durch die anziehende Darstellung westlicher Sitten und Gebräuche vermittels Zeitschriften, Kino und Musik sind die moralischen Begriffe über das, was zu tun oder zu unterlassen ist, bei der japanischen Jugend schwankend geworden. Nur zu spät besann sich die Regierung vor einigen Jahren auf die an und für sich schon sehr fragliche Aufgabe, Gedanken und Moral zu überwachen!

Aber Japans Jugend ist ja im Grunde idealistisch und ist sich weithin darüber klar, daß ein ultranationalistisches Programm nur dazu führen könnte, ihr eigenes Land von dem Leben der Welt auszuschließen, der Kommunismus jedoch eine zu große Bedrohung gegen Kultur und Geist des japanischen Volkes bedeute, daß sogar die Demokratie, die ihre Väter vielleicht hier und da begeisterte, warten müsse, bis die große Masse eigenes gewisses Selbstbewußtsein erreicht habe und der Wunsch, sich an der Regierung zu beteiligen, wahrhaft empfunden würde. Manch junger Japaner sieht eben deutlich, daß er einer Zeit entgegengeht, in der Japan seine eigene Seele wiederfinden und einen Idealismus entwickeln muß, der imstande ist, die Last materieller Leistungen zu fassen und zu tragen, daß das Volk von der zu hastig übernommenen Zivilisation des Westens geheilt werden muß, um das Beste vom Okzident mit dem Besten der überlieferten Kultur zu einer echt japanischen Zivilisation zu verschmelzen.

Eine intelligente männliche und weibliche Jugend leitet daraus die Einsicht ab, daß diese schwierige Aufgabe nur gelöst werden kann, wenn das japanische Leben von einem neuen, religiösen Idealismus durchdrungen wird. Einige junge Leute wenden sich den alten Religionen wieder zu; andere wußten nichts zu antworten auf die von ihren Lehrern an sie gerichtete Frage: welches sind die bleibenden Werte des Buddhismus, die man beibehalten kann, um eine Lebensphilosophie weltoffener Haltung zu finden? Und so kommt für das heutige Japan auch das Christentum als ein immerhin beachtlicher Erziehungsfaktor mit in Betracht, den auch alle die Eltern in Rechnung stellen, die, ohne selber Christen zu sein, ihre Kinder auf christliche Schulen oder Universitäten schicken, auf denen ein bewußter christlicher Standpunkt vertreten wird.[1]) Darum finden Männer wie Kagawa immer Gehör, wenn auch das Wachstum der Kirche nicht so schnell vor sich geht, wie man wünschen möchte. Das ist auch der Grund, warum heute außerhalb der organisierten Christengemeinden eine ungezählte Menge Japaner lebt, deren Gedanken durch christliche Grundsätze beeinflußt und deren Ideale durch sie gebildet worden sind. Darum ist auch der Anteil der Mission an der Erziehung in Japan immerhin beachtlich, wenn auch nicht annähernd so groß wie in China und Indien.

Leider ist dieser Anteil an der Erziehungsarbeit in Japan bei den angelsächsischen Missionen ganz erheblich größer und geradezu erdrückend im Vergleich zu dem deutschen, denn den fast 1000 Missionaren der Angelsachsen stehen nur 8 bis 9 von deutscher Seite gegenüber, nämlich die von der Ostasien-Mission und von der Liebenzeller Mission. Aber sie wirken trotz größter Schwierigkeiten und Nöte im Sinne deutsch-pädagogischer und evangelischer Grundgedanken. Eine Kindergartenbewegung ist von der Ostasien-Mission, die jetzt in diesem Jahre das 50jährige Bestehen ihrer Arbeit in Japan feiern darf, ausgegangen nach den Grundsätzen von Pestalozzi und Fröbel und hat sich die Anerkennung auch der Angelsachsen gesichert. Die Abendschulen der Ostasien-Mission bereiteten junge Studenten für das Studium in Deutschland vor und die in Kyoto ist auch durch die soeben erfolgte Gründung des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts nicht beeinträchtigt worden, da sie ja letzten Endes doch verschiedenen Grundzielen dienen. In den Studentenheimen der Ostasien-Mission werden an den gemeinsamen Abenden deutsche Bibel und Dichtung, Philosophie und Frömmigkeit vermittelt, alles ergänzt durch Sommer- und Ferienlager im Landheim „Neuleben" am Biwasee. So versuchte die Ostasien-Mission in diesen letzten fünfzig Jahren gerade auch der Jugend Japans Anteil zu geben an einer christlich-religiösen und ethischen Erziehung, verbunden mit einem Einschlag allgemeiner deutscher Kulturwertung. Möge uns unser Jubiläumsjahr draußen keinen Rückschlag bringen![2])

Berlin-Steglitz Theodor Devaranne

[1]) Die Gesamtzahl der durch christliche Schulen erreichten Jugendlichen beträgt immerhin 27 700, dazu 205 000 Kinder in den Sonntagsschulen.

Eine nordische Amtseinführung

Schade, daß die CW keine Bilder bringt! Denn die ganze traditionsreiche liturgische Pracht der nordischen Kirchen kann man eigentlich nur mit Bildern, am besten mit farbigen Bildern, anschaulich machen. Aber ich möchte es auch ohne Bilder einmal versuchen, den Lesern daheim ein Bild davon zu geben, wie diese nordischen Protestanten, die innerlich gegen Rom mindestens ebenso immun, wenn nicht noch germanisch-immuner sind als wir, doch in völliger Freiheit die katholischen Formen und namentlich Gewänder beibehalten. Kürzlich habe ich bei der Amtseinsetzung meines schwedischen Kollegen hier in der norwegischen Hauptstadt stark unter dem Eindruck dieser in die Augen fallenden äußeren Verschiedenheiten der liturgischen Gebarung des deutschen und des nordischen Protestantismus gestanden.

Welche Feierlichkeit und Pracht entfalten die Schweden z. B. bei einer so einfachen Gelegenheit, wie es doch die Amtseinsetzung eines Auslandspfarrers ist. Da kommt zunächst einmal eigens der schwedische Erzbischof von Upsala angereist, dem die schwedischen Auslandspfarrer unmittelbar unterstehen. Und mit dem Erzbischof zum Assistieren noch sieben schwedische „Kirchenhirten" („kyrkoherda" heißt auf schwedisch Pfarrer). Alle haben sie ihren feinsten Messeornat mitgebracht. Außerdem sind dann der norwegische Bischof von Oslo und sechs norwegische „Priester" (der norwegische Pfarrer heißt „prest") und der deutsche Auslandspfarrer als Spezialkollege zur Mitwirkung eingeladen, also zwei Bischöfe und 14 assistierende Pfarrer bei der Amtseinsetzung eines Auslandspfarrers!

Nun sind diese 15 Pfarrer und zwei Bischöfe im schwedischen Pfarrhaus dabei, sich für die Feier anzukleiden. Aus den eigens dafür gebauten Koffern werden die Meßgewänder hervorgeholt. Zuerst legen die norwegischen Pfarrer ihren schweren schwarzen „Samar" an. Das ist ein ursprünglich aus dem mittelalterlichen Italien stammendes enganliegendes, bis zu den Füßen reichendes bürgerliches Festgewand aus schwerem, dickem Stoff, für die Bischöfe aus Seide, im Rücken etwas gefaltet mit einem schmalen, steifen, abstehenden, schwarz seidenen Kragen, der sich zu beiden Seiten vorn in Gestalt eines breiten Streifens bis an den unteren Rand des Gewandes verlängert und auf dem oben die Halskrause aufsitzt. Um die Handgelenke haben die Aermel weiße Spitzenrüschen. So steht der norwegische Pfarrer auf der Kanzel, bei Taufe

[2]) Immer wieder sei die Arbeit der Ostasien-Mission den Freunden ans Herz gelegt (Postscheck Berlin 6457). D H

Trauung und am Grabe. Am Altar dagegen, namentlich wenn Abendmahlsfeier ist, „Hochamt" (norwegisch heißt jeder Vormittags-Gottesdienst mit Abendmahl: höimesse), oder sonst bei besonderen Feiern, wie also heute, wird darüber das unserem deutschen Talar ähnliche weiße Meßhemd gezogen, die Alba, und über diese der „Messehag", das Pluviale, meist aus Purpursamt mit goldenem Kreuz auf dem Rücken und anderen goldgestickten christlichen Emblemen vorn auf der Brust. Es reicht bis etwa zum Knie und ist bisweilen auch weißseiden mit Silberstickerei oder grünseiden oder aus lila Samt mit entsprechender Stickerei.

Die Schweden sehen zunächst einfacher aus. Sie tragen nur einen Lutherrock mit einem deutschen Beffchen in der Oeffnung des Kragens an Stelle des weißen Schlipses. So erscheinen sie übrigens auch in Gesellschaft und bei allen feierlichen Gelegenheiten. Das Beffchen macht den Lutherrock sehr kleidsam, und ich wünschte, daß man diese vornehm-schlichte Tracht des Pfarrers auch bei uns einführte. So stehen sie auch auf der Kanzel und am Altar; nur kommt dann noch ein langer, schmaler, schwarzer Ueberwurf dazu, der aber die Vorderseite ganz frei läßt, am Hals befestigt wird und nur hinten am Rücken lang herunterfällt und noch ein Stück am Boden schleppt.

Bei feierlichen Gelegenheiten und immer in der „Höimesse" (Vormittagshauptgottesdienst) am Altar beim Abendmahl tragen auch sie darüber zunächst die Alba, die mit einer weißen Schärpe zusammengehalten wird. Erzbischof Eidem bindet eine breite lilaseidene Schärpe um. Oben am Hals wird ein weißes Spitzentuch umgebunden, um den schwarzen Kragen des Lutherrocks zu verdecken. Und nun kommen auch bei den Schweden die farbenprächtigen, reichbestickten in diesem Falle meist silbernen und purpurnen Pluviale. Mit ihren Spitzenkragen sehen die Schweden noch etwas stilvoller aus als die Norweger mit den steifgebügelten Halskrausen, die den bei uns in den Hansestädten und in Leipzig getragenen ähneln, nur etwas schmäler und kleiner sind.

Die beiden Bischöfe tragen über der Alba den Bischofsmantel, der Osloer einen leuchtend goldseidenen mit Goldstickerei. Vorn auf dem breiten Band, das den Mantel über der Brust zusammenhält, funkelt ein roter Edelstein. Der Mantel des schwedischen Erzbischofs ist von lila Seide und ganz bedeckt mit allerlei gestickten Inschriften und Emblemen. Ich habe sie nicht recht entziffern können, obwohl ich die volle Stunde während der Einsetzungsfeier vor ihm stand. Uebrigens war ich mit meinem schlichten deutschen Talar der einzige schwarze Fleck in diesem farbenprächtigen Bilde. Nur die heimatliche Leipziger Halskrause hatte ich angelegt. Mein lieber schwedischer Kollege hatte mir zunächst nahegelegt, mir von einem norwegischen Amtsbruder die nötigen Meßgewänder zu leihen. Ich hatte das auch getan und ein reichgesticktes, grünseidenes Pluviale erhalten. Aber nach Beratung mit norwegischen Kollegen kamen wir überein, daß ich in meiner deutschen Amtstracht auftreten solle, auf die Gefahr hin, das einheitlich bunte Bild etwas zu stören. Es wurde mir doch etwas peinlich zumute, als der Erzbischof anordnete, daß ich zusammen mit dem dienstältesten Schweden in der Prozession gleich hinter dem einzuweisenden Kollegen an der Spitze des langen Zuges gehen und am Altar den Ehrenplatz rechts von dem in der Mitte vor dem Altarring stehenden einzuweisenden Kollegen einnehmen sollte.

Nun mögen sich also die heimatlichen Amtsbrüder das Bild recht katholisch vorstellen: am Altar die beiden Bischöfe in ihren prachtvollen alten Bischofsmänteln, der Erzbischof in der Rechten den metallenen Krummstab haltend, den Schaft aus Silber, der obere Teil aus Gold mit Edelsteinen verziert. In der Linken die saffiangebundene Agende mit dem Einweisungsritual. Auf dem Altar stand die Tiara, lila mit entsprechender Stickerei und zwei breiten, langen Bändern hinten. Vor dem Altar im Halbkreis um den Altarring (norwegisch Kniefall, Knaefall, genannt, weil man beim Abendmahlsempfang daran kniet) die assistierenden 14 Pfarrer; in der Mitte der Einzuweisende in seinem wunderschönen silbergrauen Pluviale; sämtliche die Rücken mit den großen gestickten Gold- oder Silberkreuzen der Gemeinde zugekehrt. So standen und knieten wir abwechselnd während der Einweisung eine Stunde. Dann zogen Alle in der Sakristei ihre Meßgewänder wieder aus und saßen während der nun beginnenden „Höimesse", dem Festgottesdienst, im Chor; die Schweden, auch der Erzbischof, nur im Lutherrock mit Beffchen, die Norweger im Samar mit Halskrause. Nur die beiden die Liturgie singenden und sprechenden schwedischen Pfarrer am Altar behielten die Meßgewänder an.

Ja, ein ganz katholisches Bild für uns deutsche Protestanten. Und doch stehen uns die Schweden und Norweger an echtem Luthergeist nicht nach, ja sie fühlen sich Rom unendlich viel ferner als wir. Sie sind ja auch viel kürzere Zeit als wir und nie im selben Maße romanisiert gewesen. Rom lag für diese Nordgermanen schon damals viel zu weit; „die Bannstrahlen wurden kalt, ehe sie bis zu uns kamen". Und heute: „Katholisch werden wir nie, das liegt unserem germanischen Wesen nicht." Ja, wenn bei einem Feiergottesdienst das Lutherlied ertönt, erhebt sich stets von selbst alles von den Plätzen. In Schweden ist „Ein feste Burg" das heiligste Lied des Volkes, und es klingt in der markigen schwedischen Sprache fast noch wuchtiger als auf deutsch.

Und dazu die altkirchlichen, feierlichen Gewänder! Katholisch? Nein! Sondern Tradition. Die alte „Eine christliche Kirche" von innen geistig durch Luther gereinigt. Im Norden gibt es nur eine Kirche, die evangelisch-lutherische, das ist die Kirche schlechthin. So wie es Luther für Deutschland, ja für die ganze abendländische Christenheit gehofft hatte.

Oslo Viktor Hermann Günther

Aus tiefen Wundern

Aus tiefen Wundern traten wir ins Licht.
Geheimnisvoll ins Dasein schritten wir.
Das Leben Rätsel um die Stirn uns flicht.
Geheimnis steht an unsres Ausgangs Tür.

Ein unbekannter Pfad führt uns hinein
In unsrer Tage sonnenhelles Glänzen.
Hoch über uns der Sterne Wunderschein,
Und in uns tief die Seele ohne Grenzen.

Der Ewigkeit noch nahe, greift das Kind
Nach all den Wundern, die es licht umgeben:
Es weiß, daß wir uns selbst ein Wunder sind,
Durch Wundergärten führt uns unser Leben.

Wir aber, die uns hoch von Jahr zu Jahr
Des reichen Lebens bunte Woge trägt,
Vergessen, was an Wissen wunderbar
Des Kindes Seele staunend in sich hegt.

Und erst der Greis, der von dem dunklen Tor
Zurückblickt auf den Weg, den er gegangen,
Schaut auf das Wunder, das ihn trug, — bevor
Jenseits bald neue Rätsel ihn umfangen.

Ernst Walter Schmidt

Hermann von der Goltz

Hermann von der Goltz. Ein Lebensbild als Beitrag zur Geschichte der deutschen evangelischen Kirche im 19. Jahrhundert. Von Paul Gennrich und Eduard Freiherr von der Goltz. Göttingen, Ruprecht 1935. 236 S. Geb. 9 M.

Als Goltz im Jahre 1906, 71 Jahre alt, starb, hatte er dreißig Jahre im Dienste der Preußischen Landeskirche gestanden, von 1876 bis 1892 als Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates, von da ab bis zu seinem Tode als dessen geistlicher Vizepräsident. Vom Eintritt in dieses Amt an hat er seine theologisch-wissenschaftliche Arbeit, der er sich nach ganz kurzer Tätigkeit im Pfarramt (zu Rom) als Professor in Basel und in Bonn zugewandt hatte, fast ganz an den Rand seines Lebens verwiesen — ein bewußtes Opfer, das ihm, zumal in der Zeit, da sein kirchenregimentliches Wirken gelähmt war, Seufzer entlockt hat. In der Tat, wer ihn aus seiner dogmatischen Sozietät an der Berliner Universität kannte, der hatte den starken Eindruck, daß ihm in dieser Welt eigentlich am wohlsten war; so vorbehaltlos unbefangen gab er sich den

Studenten hin, die wohl Alle mehr oder minder unter dem starken Einfluß von Harnack, Kaftan, Pfleiderer standen.

Bedeutet sein Eintritt in das Kirchenregiment also Abschied von wissenschaftlicher Arbeit, wenn auch wahrlich nicht von der Verpflichtung gegen den Geist der Wissenschaft, so betont die Biographie, daß auch danach in seinem Leben das Gemeindeamt immer Nummer eins geblieben sei. Aber wieder möchte ich sagen: im Herzen des Mannes hat ganz gewiß das Amt des Predigers und Pastors den Ehrenplatz eingenommen, ja, auch sein ganzes kirchenregimentliches Wirken hat von hier aus seinen Sinn empfangen; doch die eigentliche Arbeit seines Lebens hat er nicht diesem Amt gewidmet, und ich glaube, es waren nicht nur äußere Umstände, die ihn in eine andere Richtung drängten — er hatte ja schon vorher das Pfarramt mit der Professur vertauscht —, sondern klare Einsicht in die Grenzen seiner Begabung. Ich habe nicht wenige seiner Predigten gehört und gerne gehört, obgleich die Leere seiner Kirche und die umständliche Trockenheit des Predigers eine echte Sonntagsstimmung schwer aufkommen ließen; wer ihn anderswoher kannte und ehrte, der nahm auch davon viel mit, aber eine Predigtgemeinde konnte sich um diesen professoralen Prediger nicht bilden, und im damaligen Berlin gab es überhaupt kein anderes Mittel der Gemeindebildung, als die Anziehungskraft der Predigt. So fällt eben doch das ganze Schwergewicht seines Lebens in die verantwortliche Teilnahme am Kirchenregiment, und die beiden Zeichner seines Lebensbildes haben recht daran getan, daß sie dem Kapitel „Goltz als Kirchenmann" den bei weitem größten Raum gegönnt haben.

Nur ergibt sich daraus auch, daß der allergrößte Teil dieses Lebenswerkes einer vergangenen Vergangenheit angehört. Denn dies ist das unvermeidliche, tragisch zu bewertende Schicksal des kirchenpolitischen Führers, daß er dem Augenblicke verhaftet ist: der Wert von Gedanken mag sich erst in langen Zeiträumen herausstellen, aber von dem Wert einer Tat kann man im Absehen von der Situation der Gegenwart nicht einmal reden. Viele Fragen und viele Namen, die zu seiner Zeit in Aller Munde und heiß umstritten waren, sind den Heutigen schon fast unbekannt; ja, die Institution selbst, die Preußische Landeskirche mit dem Rückgrat des landesherrlichen Kirchenregimentes, d. h. der vom Landesherrn aus eigener Vollmacht ernannten Kirchenregierung, hat so tiefgreifende Veränderungen erfahren, daß man an einer Kontinuität der Entwicklung ernsthaft zweifeln kann — von dem kirchenrechtlichen Chaos des Tages ganz zu schweigen. Wie nahezu umgekehrt ist die Lage der Theologie damals und heute! Damals suchte und fand die Theologie ihren Schutz und Rückhalt bei den staatlichen Stellen gegen die unverständigen Ketzergerichte der Synoden — ein zweifellos ungesunder Zustand, der früher oder später auch zur Lossagung der theologischen Fakultäten von dem Auftrag des Dienstes an der christlichen Gemeinde und zu ihrer Verwandlung in Anstalten der Religionswissenschaft führen mußte, und der nur damit gerechtfertigt werden konnte, daß der monarchische Staat trotz aller Wandlungen seiner Verfassung und trotz aller Machtverschiebungen immer noch als Erbe des christlichen oder doch protestantischen Staates der Vergangenheit angesehen wurde und nach dem Willen seiner großen Lenker so auch angesehen werden sollte. Aber ein solcher tragender Grund ist heute nicht mehr vorhanden, und nur die Nachwirkung einer aus ganz anderer Situation erwachsenen Ueberzeugung hindert noch die Einsicht in die Unhaltbarkeit des bestehenden Systems.

Auch die starke Erregung, die damals die Frage hervorrief, ob und wieweit sich die Kirche in die sozialen Kämpfe einzumischen habe, ist heute nahezu gegenstandslos geworden. Wenn sich die Biographen große Mühe mit dem Nachweis geben, daß die damals von Goltz verfolgte Linie einheitlicher und folgerichtiger gewesen sei, als dies den Zeitgenossen erschien, so haben sie damit meines Erachtens recht; der Vorwurf des Zickzackkurses und der schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die wechselnden Strömungen im politischen Hauptquartier ist nicht begründet. Aber heute liegt es doch so, daß die Frage ob oder ob nicht gar keinen Raum mehr hat. Die Kirche kann einfach zu diesen sozialen Dingen kein maßgebliches Wort mehr sagen. Es ist ihr verwehrt. Sie ist von diesem ganzen unendlich wichtigen Lebensgebiet ausgeschaltet. Nicht erst durch Rede- und Schreibverbote — die könnten ja aufgehoben werden —, nein, die Erfahrung hat gezeigt, daß Gebote auf soziale Entwicklungen so wenig Einfluß haben wie auf Regen und Dürre. Das ist etwas anderes als wenn man früher wohl sagte, man könne Christ sein in allen sozialen Lagen. Das war gemeint als Ausdruck der Ueberlegenheit des Christentums; freilich war es immer eine gefährliche Parole, denn es ließ sich damit jedes soziale Unrecht als Bagatelle hinstellen. Aber heute ist der Sinn ganz anders. Nicht um das Christentum vor Verweltlichung, sondern um die soziale Welt vor Eingriffen Unberufener zu schützen und die alleinige Zuständigkeit der politischen Gewalt auch auf diesem Gebiete, wie dem der Erziehung und Kultur, festzustellen, wird der Einfluß der Kirche abgeriegelt.

Sind das alles aber nicht Symptome eines noch tieferen Wandels? Der Staat ist verschwunden, der die Voraussetzung der damaligen Kirchenpolitik bildete! Der Staat, dem als dem starken Bruder der Kirche und als Sohn derselben Mutter das Vertrauen geschenkt werden durfte, das Anliegen der Kirche zu begünstigen und zu schützen. Nun ist es ja heute beliebte Meinung, diese Wandlung möglichst weit zurückzudatieren, als ob mit dem Aufkommen der Aufklärung, mit der Beschränkung des Staatszweckes auf das irdische Wohl, mindestens aber mit dem Liberalismus und Konstitutionalismus in der Mitte des Jahrhunderts dieser Staat eigentlich schon verschwunden gewesen und als ob nur aus Schwäche, Eigensinn und Blindheit an der Fiktion seines Fortbestandes festgehalten sei. Allein, wie wenig hatte doch die Theorie am lebendigen Wesen des Staates zu ändern vermocht! Wie ganz anders war sein Verhalten zu den christlichen Kirchen, als es nach dieser Theorie hätte sein dürfen! Eben die merkwürdige Konstruktion des landesherrlichen Kirchenregimentes war ja gar nichts anderes als ein Versuch, der liberalen Staatstheorie zum Trotz die Verbindung mit der Kirche zu rechtfertigen. Ja, diese Verbindung des Staates mit der Kirche oder besser: diese Hilfsstellung des Staates ist im Laufe des 19. Jahrhunderts immer stärker ausgebaut und bis weit in die Kreise des entschiedenen Liberalismus hinein zwar nicht als rechtliche, aber als moralische Verpflichtung des Staates anerkannt worden. Goltz war der Ueberzeugung, daß die Kirche auf diese Hilfsstellung des Staates einen historischen Anspruch habe und darauf nicht verzichten dürfe, und daß die dafür geforderte Mitwirkung des Staates bei der kirchlichen Gesetzgebung und bei Besetzung der kirchenregimentlichen Stellen unbedenklich sei. Er hat damit für seine Zeit gegen das in den Kreisen der sogenannten Selbständigkeitsbewegung gepflegte Mißtrauen, das ja im Grunde nur Mißtrauen gegen den damals vordringenden Liberalismus war, Recht gehabt, aber aus einer auf Vertrauen zum Staat gebauten Kirchenpolitik läßt sich keine Regel machen. Das heißt, das landeskirchliche System hängt zuletzt nicht davon ab, ob es von der Kirche, sondern vielmehr davon, ob es noch vom Staate gewollt wird. Ohne diesen Willen zur Erhaltung, Stützung, Förderung der Kirche auf Seiten des Staates, ohne diese Anerkennung seiner freiwilligen Verpflichtung gegen die von der Kirche vertretene Sache muß die Verbindung mit dem Staate zu einer unerträglichen und unwürdigen Hinderung werden. Landeskirche in irgendwelcher Form, auch Reichskirche setzt bei der Kirche *Vertrauen*, nicht zu der persönlichen Christlichkeit der Herrschenden, aber zu ihrer Selbstbindung an die mit dem Christentum gesetzten Autoritäten und Normen voraus.

Eine Kirchenpolitik, wie sie Goltz trieb, war nur möglich unter den ganz bestimmten Voraussetzungen seiner Zeit. Da war sie auch berechtigt. Es ist sehr erfreulich, in der Biographie zu beobachten, wie stark sich dabei die Praxis auf die Theorie gründete. Natürlich nicht, als ob Goltz einfach ein Programm hätte ausführen können — wie wäre das dem Mitgliede einer Kollegialbehörde inmitten aller konkurrierender Einflüsse des Ministeriums, der Hofprediger, der Synoden, möglich gewesen! —, aber man wird ihm keinen Fall nachweisen können, da er seine grundlegenden kirchlichen Ueberzeugungen vergessen oder verleugnet hätte. Es gehört dazu, daß er mehrmals dicht vor dem Entschluß gestanden hat, sein Amt seiner Ueberzeugung zu opfern. Er war verbindlich, er hatte sich sehr in der Gewalt; ich glaube nicht, daß er jemals explodiert wäre. Aber die Biographie hat mir von neuem den Eindruck bestätigt, den ich von dem Lebenden in dankbarem Gedächtnis trage: den einer seltenen Uebereinstimmung zwischen Ueberzeugung und Handeln.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Dank von Unbekannten

Berühmte Künstler und führende Politiker mögen sich oft nur schwer allerlei zudringlicher Bewunderer erwehren können, die mindestens ein Autogramm erjagen wollen. Auch beliebte Prediger und sonstige kirchliche Führer werden bisweilen in einer Weise angeschwärmt, die ihnen wenig zusagt. Vom Vater Bodelschwingh wird erzählt, daß einst eine vornehme Dame, deren Besuch ihn Zeit kostete, beim Weggehen zu ihm sagte: „Ach, wie freue ich mich, Herr Doktor, daß ich Ihr liebes Gesicht habe sehen dürfen." Darauf er sehr nüchtern zu dem neben ihm sitzenden Kandidaten, der eben mit einer Abrechnung für die Anstalten beschäftigt war: „Lieber Bruder, nehmen Sie der Dame eine Mark dafür ab, daß sie mein liebes Gesicht hat sehen dürfen!"

Aber ungleich häufiger sind glücklicherweise doch die Fälle, in denen einem um Volk oder Kirche verdienten oder einem als Künstler oder Gelehrter oder Techniker hervorragenden Manne Viele Dank wissen, ohne diesen je ihm selbst gegenüber auszusprechen. Solche, die Ludwig Wüllner als jungen Künstler gehört haben und nun durch die Jahrzehnte hindurch bis in die letzten Jahre herein an seiner Kunst Freude haben durften, mögen oft daran gedacht haben, ihm ein Wort des Dankes zu sagen oder zu schreiben; aber man unterläßt es, weil solcher Meister ein vielbemühter Mann ist. Der Sänger, der Schauspieler, der Musiker pflegt an jedem Abend sein Echo im Beifall der Hörer zu finden, ebenso der politische Redner. Der Lehrer, der an Volksschulen wie der an Gymnasien oder der Hochschullehrer, und vollends der Pfarrer hat oft viel weniger Echo. Manchmal so wenig, daß er solches ersehnt. Und es bleibt doch sehr zufällig, ob und wann er es vernimmt. Namentlich wenn er unter einem Volksstamm lebt, der wortkarg ist, so wie es die meisten Niederdeutschen im Vergleich zu den Oberdeutschen sind.

Kommt dann ein kritisches Echo, so ist man schon dafür dankbar; von Kritik kann man lernen, und unter allen Umständen bedeutet solch kritisches Echo (ja sogar ein ablehnendes) eine Erkenntnis; die zu gewinnen ist besser, als im Dunkeln zu tappen, vor der Mauer undurchdringlichen Schweigens zu stehen. Ist vollends das Echo freundlich und dankbar, so stärkt es uns den Mut, unserer Sache weiter zu dienen. Historisch-kritische Theologie ist heute unpopulär; in Deutschland meint mancher, ihre Zeit sei auf der ganzen Erde vorbei. In einem Kreise, der sich darum Sorgen machte, ward ein Brief eines Pfarrers vorgelesen, den er an einen seiner alten Lehrer in Deutschland schrieb, aus einem fernen Winkel Asiens, aus drückendsten Verhältnissen heraus, ein so tapferes, frohes Bekenntnis zur befreienden Wahrheit kritischer Theologie, daß alle, die es hörten, sich beschämt fragen mußten: dürfen wir da an Recht und Zukunft unseres freien Christentums zweifeln?

Noch ein Beispiel. Otto Baumgartens akademische Predigten hatten zeitweise starken Zulauf; später ward sein Hörerkreis klein. So hielt er seine Wirksamkeit für fast erfolglos. Eines Tages besuchte er die Frau eines Freundes im Krankenhaus. Danach erzählte dieser eine andere Patientin, wie ihr Leben unter schwerem Leid ihr oft zwecklos erschienen sei, bis sie eines Tages, zufällig und ohne sonderliches Interesse, eine Predigt angehört habe, bei der es ihr gewesen sei, als werde auf einmal der Vorhang hinweggezogen, und sie sehe nun Plan und Sinn ihres Daseins. Sie bekam zur Antwort: „Hätten Sie mir das doch eine Stunde vorher erzählt, denn der Mann, der mich vorhin besuchte, war ja jener Prediger." Nun, man konnte es ihm noch erzählen, und er freute sich jenes späten, aber starken Echos seiner Predigt.

Durch solchen Widerhall dessen, was wir sagen (oder schreiben oder tun), können Unbekannte uns sehr vertraut werden. Aber auch wo wir sie nie von Angesicht kennenlernen oder gar ihren Namen nie erfahren, soll jedes solche Echo uns in der Ueberzeugung bestärken: Weil Gesinnungswirkungen unmeßbar sind, kann Arbeit, die zu tun uns Pflicht ist, die aber vergeblich zu sein oder wenig zu wirken scheint, doch ihre Wirkung haben. Andrerseits ist sicher, daß starker Beifall, den irgendeine Bewegung jetzt hat, sehr rasch anderen Stimmungen weichen kann. Das Heute wird bald genug zum Vorgestern. Nicht der Schein der Stunde und der Lärm des Tages entscheiden über Wert und künftigen Erfolg der Arbeit, die getan wird für Christentum oder Vaterland, Wahrheit und Gerechtigkeit.

M

Bibelglaube

Vgl. Nr. 4: Das Bibelbuch. Nr. 5: Die Bibel als Literatur. Nr. 6: Hemmungen, und wer daran schuld sei. Nr. 7: Der Text des Alten Testaments. Nr. 8: Der Text des Neuen Testaments. Nr. 9: Die Bibel *enthält* Gottes Wort. Nr. 10: Die Entstehung des alttestamentlichen Kanons. Nr. 11: Inspiration. Nr. 12: Wie wurden die Bücher des Neuen Testaments Heilige Schrift? Nr. 13: Bibelgebrauch. Nr. 14: Bibeltheologie. Heute der Schlußartikel.

Wir glauben nicht an die Bibel, sondern an Gott. Wir glauben an den Gott, der uns die Bibel gegeben hat. Ein Stück Geschichte, seiner Geschichte mit uns, seinen Menschenkindern, erzählt er uns darin. Er hat Etlichen von uns Worte in die Seele und in den Mund gegeben, die waren nicht ihre, sondern seine Worte. Ihre und seine Worte.

Wir sind nicht Sklaven der Bibel und nicht Herren der Bibel. Wir stehen ihr frei gegenüber, weil und sofern sie uns selber frei von sich gemacht hat. Wir können sie nicht haben (*haben*), ohne daß sie uns den Maßstab in die Hand drückt, nach dem wir sie brauchen, nach dem wir sie urteilen sollen. „Der geistliche Mensch", sagt sie 1. Kor. 2, 15, „richtet Alles und wird von Niemand gerichtet". Sie sorgt durch ihre eigenen Schwächen dafür, daß wir keinen Aberglauben an sie hängen.

Aber wir wissen uns frei von ihr nicht nur gegenüber ihrer irdenen *Gestalt*. Ihr Ganzes ist irden, irdisch, erdgeschaffen. Ihre irdische Gestalt sorgt freilich von selbst dafür, daß wir kritische Leser werden, Leser, die aufmerken und unterscheiden. Wenn wir nicht *wissen, was da steht* (Wortlaut, Buchstabe), wenn wir — rein vernünftig — nicht *verstehen*, was da steht, so macht uns das frei von ihr. Auf eine irdische, unbehagliche Weise. Wir treiben dann auch ihr gegenüber weiter in unserm profanen Getriebe. Auch das kommt von ihr, von ihrer Art, die wir neh-

men müssen wie sie ist. Aber damit bereichert sie uns nicht. Dazu ist sie nicht da. Von dieser Art, die unsre Kritik von selbst hervorruft und unerbittlich fordert, wird viel zuviel Wesens gemacht, diesseits und jenseits: als ob das Alles, oder als ob das Nichts wäre.

Nein, unsre Freiheit gegenüber der Bibel bewährt sich an ganz andern Dingen. Eine Freiheit, die aus der Bibel selber kommt, sofern Gott in ihr zu uns redet. Wir stehen dank dieser Freiheit auch den Sachen in ihr frei gegenüber. Der Religion in ihr und der Moral in ihr.

Der Religion in ihr, sofern der Gottesglaube, die Gotteserkenntnis, die sie enthält, an vielen Stellen uns nicht mehr genügt. Diese sind schon in der Bibel selbst dank dem festen, starken Fortschritt in ihr durch andre nachfolgende überholt und überwunden. Und dieser Fortschritt ist weiterhin geschehen in der Auslegung, die sie gefunden hat, durch die Gottesmenschen, die von demselben Geist inspiriert waren, der aus der Bibel kam und der nun in ihnen lebte. Das gilt von der in der Bibel enthaltenen „Religion".

Aber desgleichen müssen wir ihre Moral zuweilen ablehnen, weil wir ihr eine bessere verdanken. Hierzu zwei Beispiele, eins aus dem Alten, eins aus dem Neuen Testament. 2. Kön. 2, 23 f. wird uns von dem Propheten Elisa erzählt, wie „kleine Knaben" ihn „Kahlkopf" schimpften. Darauf flucht er ihnen, und der Effekt ist, daß zwei Bären aus dem Walde kommen und von den Kindern zweiundvierzig zerreißen. — Die Apostelgeschichte erzählt Kap. 5, 1—11 von dem Todesgericht über Ananias und Sapphira. Es kann ganz viel Geschichtliches zugrunde liegen. Wie der christliche Gemeindekommunismus auf zwei schwache Gewissen gewirkt hat, wird überaus anschaulich. Aber die Art, wie der Apostel darauf reagiert, ist mit dem Geiste Jesu unverträglich. Nun wäre ja diese Mitteilung so wenig zu beanstanden wie die von der Verleugnung Petri Matth. 26. Aber wie in der Elisa-Anekdote auf den Propheten, so fällt hier auf den Apostel kein Schatten. Petrus straft die Untreue der beiden Gemeindeglieder mit dem Tode, und steht nach wie vor als Gottesmann da. Aber zu dergleichen hatten die Apostel als Jünger Jesu kein Mandat. Die Autorität dieser Geschichte lehnen wir auf Grund der Bergpredigt ab. Ob so geschehen oder nicht, wir appellieren mit unsrer christlichen Moral vom Jünger an den Meister.[1]) Wir stehen zu solchen Stücken der Bibel wie Luther zur Offenbarung des Johannes: unser Geist kann sich darein nicht schicken; und ist uns dazu Ursache genug, daß Christus darin weder gelehrt noch erkannt wird. Kanon gegen Kanon; alles im Kanon (der Bibel) unterliegt dem Kanon (der Regel, dem Maßstab): „ob es Christum treibet oder nicht."

Wenn nun Jemand daran Anstoß nimmt, fehlt es ihm entweder an der Bildung oder am rechten Bibelglauben. Die nötige Bildung soll man nach Kräften verbreiten, froh sein, wenn man sie hat, fordern von denen, die sie haben könnten. Den rechten Bibelglauben soll man predigen. Die Kirche hilft sich in der Regel damit, daß sie, was gleichgültig oder veraltet ist an der Bibel, ignoriert. Das ist ein Ausweg für die Praxis, die anders das Bibelbuch doch nicht bewältigt. Aber für uns, die wir die Zeit und das Zeug zur Bildung haben, und mit Ernst Bibelchristen sein wollen, genügt es nicht. Wir wollen Bibelchristen mit Bewußtsein und mit gutem Gewissen sein.

Man fliehe die Fallstricke der Apologetik. Zu den gelesensten apologetischen Flugblättern gehören jene, die Antwort geben auf die Frage: „Woher hat Kain sein Weib genommen?" Nicht daß man darauf mit einem klugen Einfall antwortet, sondern daß man das Bedürfnis einer Antwort auf solche Fragen ausrottet, ist die Aufgabe eines rechtschaffenen Bibelunterrichts. Das reine fromme Verständnis der biblischen Schöpfungsgeschichte und dessen, was darauf folgt, fällt dem urteilenden Geiste zu, dem durch die „Kritik" hindurchgegangenen. Darin müssen die starken Geister den schwachen helfen. Aber es gibt zum Glück auch einfältigen Bibelglauben, der braucht keine Kritik. Und — keine Apologetik.

Die Fülle der Bibel ist unerschöpflich. Man kann mit unreinem Eimer daraus schöpfen und davon eine Mischung herstellen, vor der einem graut. Feinde des Christentums haben das fertiggebracht Jahrhunderte hindurch, und es scheint ja, daß diese Kunst heut viele Meister zählt. Der Bibelgläubige lebt von dem Lebensstrome, der durch die Bibel geht. Er schöpft und erlebt immer neue Erquickung und Stärkung. Er weiß aber auch die besten Stellen und findet immer neue. Bibelauszüge tun's nicht, obgleich sie auch am richtigen Platze ihren Hilfsdienst leisten mögen. Aus dem Ganzen dieser Literatur — nein dieses Buches das Wesentliche, das Treibende, Erneuernde, ewig Schöpferische herausfühlen und herausholen, das ist die ganze Kunst. Der göttlichen Kraft, die darin webt und weht, sich auftun. Sich nicht ihr verschließen! Nicht das Buch wegwerfen, weil man es nicht kennt! Ist's einem noch fremd, auf das Zeugnis derer hören, die ihr Bestes von ihm haben. Hinter das Rätsel seiner nun schon Jahrtausende währenden Wirkung kommen! Sich auch „inspirieren" lassen.

Ja, gibt's nicht auch andre heilige Bücher? Gewiß. Versucht's einmal mit dem Koran. Wie lange werdet ihr es aushalten? — Und Schriften, die zwar von Christen geschrieben sind, aber doch besser sind als die alten biblischen? Besser für uns. Unsrem Geisteszustand, unsrer Art gemäßer. Ja, wer wehrt dem? Der Bibelglaube gewiß nicht. Ich kenne doch Stücke von Luther, die mir persönlich so viel gegeben haben wie kaum ein Bibelwort. Ich denke an die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen. Oder an die Briefe, die er 1516 als Ordensvikar an seine Mönche geschrieben hat. Andre werden Anderes wissen und nennen. Nur eben, daß diese und andre Glaubenszeugnisse nicht wären ohne die Bibel. Und so weisen sie zurück auf ihre Quellen. Zurück zu den Quellen! Wenn wir solche heilige, heilende Quellen haben, warum sollen wir nicht hin, wenn wir durstig, müde, krank sind? Warum uns nicht unterwegs an ihnen fröhlich und dankbar lagern? Und werden dabei immer wieder Brüder und Schwestern finden, die desselben Weges ziehen. R

[1]) Wer es nötig hat, suche sich den interessanten Artikel „Ananias und Sapphira" in CW 1899 Nr. 42 Sp. 987—991 zu verschaffen. Von W. Bornemann.

Sehnsucht nach Gemeinschaft

Procul negotiis [1]) hängt nicht immer mit beatus zusammen. Die Pensionierung bringt Stunden der Vereinsamung und Bedrücktheit mit sich. Beides wird durch Arbeit und Gemeinschaft wieder ausgeglichen. Die Arbeit auf dem Amt war so recht nec otium, ohne Selbstbegnügen, Arbeit für die Andern, für die Gemeinschaft. Sie stillte zum Teil die Sehnsucht nach Gemeinschaft, da sie in sachlicher und persönlicher Hinsicht Gemeinschaft in sich barg; sie weckte sogar Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit. Die Arbeit am Schreibtisch procul negotiis bringt nicht den inneren Ausgleich, nicht die Befriedigung, da das Gemeinschaftliche fehlt; die Einsamkeit klopft an die Tür.

Die Einsamkeit des Alters sollte eigentlich nicht wehe tun. Wir brauchen dann den Andern nicht mehr. Der Eros, der im Andern sich widerspiegeln will, der im Geben und Nehmen die Wirkungen auf den Andern erleben will, ist der Agape gewichen. Wir sind dann selbstlos geworden in der Sorge wie in der Freude; das Es ist an Stelle von Ich und Du getreten. Im Kindesalter macht die Einsamkeit traurig und hilfesuchend. Die Agape ist die Trösterin, sei es die Mutter, sei es die Kameradschaft. Aber im Mannesalter sucht der Eros Ausgleich, und die Einsamkeit läßt Hemmungen aufkommen, gegen die Andern und gegen sich selbst.

Die Andern und du selbst! Wer hat angefangen? Müßige Frage? Nein. Auch wenn die Antwort wohl immer lauten wird: „Du selbst", muß man der Frage nachgehen. Ein Teil der Ursache der Vereinsamung wird auch bei den Andern liegen, und es ist gut, auch diesen Teil zu erkennen, da sonst ein neuer Weg auf der Suche nach Gemeinschaft zu leicht durch diesen Teil, wenn er nicht erkannt ist, wieder in die Irre und Einsamkeit führen kann. Vielleicht hieße die Fragestellung richtiger: Was hat angefangen? Die zu geringe Wertung des Anderen unter zu starkem Hervordrängen des Ichs oder die zu starke Wertung des Urteils des Anderen mit den sich daraus ergebenden Minderwertigkeitsgefühlen? Der Ursprung liegt beidesmal in uns selbst, aber die Anderen sind damit nicht ohne weiteres entschuldigt. „Ihr laßt den Armen schuldig werden" — ach, das ist zu oft ein Fliehen vor der Wirklichkeit. Da halte ich es lieber mit dem Weggenossen in der letzten Gemeinschaft des Olympiers: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Wir haben unsere Vereinsamung zum größten Teil durch uns selbst herbeigeführt. Diese Erkenntnis muß uns zum Segen werden! Schwer gesagt und schwer getan. Oder vielleicht, wenn es schwer gesagt ist, leicht getan?

Wir bedauern den außerhalb der Gemeinschaft Stehenden. Ist er von den Andern beiseitegeschoben oder fühlt sich ausgestoßen, so wird, wenn das Bedrücktsein durch die Einsamkeit und das Mißtrauen aus der erlebten Erfahrung in ihm nicht jedes Bindeglied zur Menschheit zerrissen hat — was leider oft der Fall ist — eine Gemeinschaftssehnsucht in ihm wachgeblieben sein und ihn leiden lassen. Wir bedauern den, der sich selbst außerhalb der Gemeinschaft gestellt hat, sei es durch sein Können, seinen Stand oder seine Gesinnung. Willst du dich ihm nähern, so kommst du an die hohe Mauer, die er in seiner Einsamkeit um sich gebaut hat. Er läßt dich nicht hindurch oder hinüber. Er fühlt seinen Reichtum in seiner Einsamkeit und ahnt nicht, daß er der Aermste ist.

Wir sind nicht mehr Kind, wir sind noch nicht Greis und wollen nicht zu den Bedauernswerten gehören. Wir wollen noch als Ich leben, die Agape des Kindes und des Greises ist uns wieder und noch verschlossen; wir wollen noch leben mit dem Eros und suchen — — damit Gemeinschaft.

Arbeiten für den Andern ist hier der beste Weg. Er kann in seiner stolzesten Höhe zur Einzelheit führen, aber wohl nicht zur Vereinsamung. In der uns gewöhnlichen Sterblichen gegebenen Höhenlage ist die Arbeit für den Anderen wohl ein guter Ersatz für die Gemeinschaft, sie bringt uns aber nicht die Gemeinschaft selbst. Wir suchen Aussprache mit Gleichgesinnten, Aussprache mit Gegnern, wir suchen gegenseitiges Nehmen und Geben. Aber die rein auf die Sache bezogene Gemeinschaft befriedigt nicht; wir suchen Gemeinschaft mit dem Menschen im Menschen. Du hast doch deine Familie! Ich glaube, daß in der Frau und Mutter die Agape den Eros zurückdrängt, daß Frau und Mutter leichter in die Familie ihre ganze Gemeinschaftssehnsucht legen kann als der Mann. Der muß draußen nach Gemeinschaft suchen.

Aber da kommt ein Hemmnis. „Weißt du", sagt man, von dem Gemeinschaftssuchen nach Hause kommend, zu seiner Frau, „Müller ist doch ziemlich oberflächlich, Schulze ist so einseitig, Meier weiß nach seiner Ansicht auf allen Gebieten Bescheid, Schmidt geht auf religiösem Gebiet einen falschen Weg, und Lehmann ist so wenig sozial." Hoffentlich antwortet dann die Frau: „So? Und du bist der Maßstab! Ist das nicht eigentlich recht überheblich?" „Nein, nein, da war noch Banse, vor dem wurde ich klein, der stand mit seiner Ruhe und Größe über uns Anderen. Und was er sagte, klang und war eigentlich alles so einfach." „Ob der wohl auch die Anderen so kritisierte?" „Hm, hm, das glaube ich nicht, der nahm und gab, ohne den Anderen zu werten." „Na, dann mach' es auch du so!" „Ja, so weit bin ich noch nicht, der ist so ganz harmonisch und innerlich fest, ich tappe aber selbst noch zu sehr im Dunkeln herum." „Die Andern doch auch; fertig ist Keiner."

Fertig ist Keiner, auch Banse wohl nicht. Aber er bringt sich in die Gemeinschaft, ohne die Anderen zu werten und ohne zu verlangen, daß die Anderen sich von ihm beeinflussen lassen, und er nimmt den Anderen ernst, ohne erst Kritik zu üben. Das ist wohl das Hemmnis für die Gemeinschaft: wir wollen unser Licht leuchten lassen und die Anderen beeinflussen.

Es gibt allerdings Verhältnisse, in denen es Pflicht ist, sein Licht leuchten zu lassen und Andere zu leiten. Der Politiker muß mit der Sache sein Ich verbinden und mit beiden versuchen, die Führung zu übernehmen und Andere zu überzeugen; der Künstler muß sein Ich in der Sache aufgehen lassen und durch die Sache wirken; Eltern, Erzieher und Pfarrer müssen durch ihr Ich wirken. Beim Politiker und Künstler tritt die Sache in den Vordergrund; beide wollen nur auf eine abgegrenzte Sphäre im Menschen wirken. Eltern, Erzieher und Pfarrer haben in ihrem Wirkungskreis den

[1]) Beatus ille, qui procul negotiis. Glücklich, der den Geschäften fern ist. D H

ganzen Menschen zum Objekt. Hoffentlich überschreiten sie ihren Wirkungskreis nicht. Zu bedauern sind meist die Eltern, die es treibt, auch noch anderer Leute Kinder zu erziehen, und die Lehrer, die auch außerhalb der Schule immer lenken und leiten zu müssen glauben, und unglücklich ist der Pfarrer, der nicht zur rechten Zeit versteht, auch einmal nur Mensch zu sein. Ist in diesen Fällen die Erziehung in dem ihr gegebenen Kreise Pflicht, so ist es anderseits außerhalb dieser Kreise unsere Pflicht, selbständig wachsen zu lassen. Wird die Gemeinschaft zur persönlichen Freundschaft, so mag auch da Rat und Tat erzieherische Pflicht werden, aber sonst müssen wir wohl mehr Ehrfurcht für den Anderen haben, seine, von unserm Standpunkt aus gesehen, Schwächen verstehen oder übersehen, solange nicht Schaden für die Allgemeinheit daraus droht, und ihn hinnehmen als Geschöpf desselben Schöpfers, der auch uns geschaffen hat. Wenn doch in unserem Vaterlande mehr Wilhelm Raabe gelesen würde!

Aber du willst doch im Interesse der Gesamtheit durch deine Arbeit und durch dein Verhalten in der Gemeinschaft wirken. Du sollst es sogar. Das ist der kategorische Imperativ deines Lebens. Doch denk an deine Jugendfreundschaften vor der Zeit, in der du mit der Kritik am Andern anfingst! Wie harmlos waren sie und doch wie inhaltreich! Ein langer Kampf führt meistens zu einem ausgleichenden Frieden. Der Kampf mit dir selbst und der Kampf mit dem Andern im Andern. Der Frieden fordert von dir Zurückstellung des Ichs und Anerkennung des Andern. Man wird dem Andern gegenüber stiller, wirkt dann aber mehr durch sein Ich als bei dem früheren Streben nach Einfluß des Ichs. Also mit neuer Einstellung in die Gemeinschaft!

Es ist geschehen. So ganz schafft man es nicht mehr. Die Jahre der aktiven Arbeit in der Gemeinschaft haben der Unmittelbarkeit Wunden beigebracht, die doch nicht ganz vernarbt sind. Aber geholfen hat es, die Einsamkeit ist etwas gewichen und mit ihr die Bedrücktheit. Die Freude an der Arbeit ist wieder gekommen, auch wenn es nicht mehr das beglückende Schaffen für die Andern sein kann, auch wenn es nur der Schreibtisch ist und nicht das Amt. Aber die Gemeinschaft ist nicht so stark wie früher. Ihre sachliche Basis ist zunächst kleiner geworden. Glücklich, wer in der Kunst einem kleinen Kreis angehören kann! Wohl gehört sie Allen, aber sie führt die Menschen mehr passiv als aktiv zusammen. Und das persönliche Gebiet, das höchste Ziel der Gemeinschaft, das persönliche Geben und Nehmen des rein Menschlichen? Da sind wir wohl seit langen Jahren arm geworden, oder wir sind zu scheu, um dem Anderen einen tieferen Einblick in uns zu gewähren. Ein Theologe sagte einmal zu mir: „Letzten Endes bleibt man doch einsam.“ Er hat recht; das Letzte, Tiefste und Höchste muß Jeder für sich allein und mit sich allein abmachen. Aber, um zu dieser Tiefe und Höhe zu kommen, müssen wir in der Gemeinschaft gewesen sein und in ihr gewirkt haben. Wer in den Jahren, in denen die Kraft des Eros in ihm wirkte, einsam war, ist nicht Kämpfer bis zum Letzten gewesen. Also weg mit der Einsamkeit, hinein in die Gemeinschaft!

Jena, einst Marburg Johannes Müller

Die schottische Generalsynode

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

In der schottischen Generalsynode pulsiert das Leben der ganzen Nation. Das Parlament der Kirche ist fast wichtiger als das Parlament des Volkes. Schon die Bilder, die die Generalsynode dem Besucher bietet, zeigen, daß sie im Blickpunkt des ganzen Volkes steht. Sprechen wir zuerst von diesen Bildern, bevor wir an die Arbeit und die Probleme dieser Generalsynode rühren.

In der Woche vor der Generalsynode fangen die schottischen Pfarrer und Aeltesten an zu reisen. Wer fern von den Orkney- oder Shetlandsinseln herreisen muß, braucht längere Zeit, um nach Edinburg zu kommen. Welches Ereignis, wenn der Pfarrer, dessen Horizont jahraus jahrein vom brausenden Meere begrenzt wird, den Schloßfelsen von Edinburg aufragen sieht und den „Mound“ hinauf geht, wo er an der Fakultät den geistigen inneren Halt gewann, um es auf seiner einsamen, umstürmten Insel aushalten zu können! Welche Abwechslung für den Hochlandpfarrer, der in den verlassenen Mooren und Glens seine Pfarrkinder besucht, wenn er plötzlich in das elegante Gewühl der Princes-Street verstrickt wird! Aber sie kommen nicht nur vom Hochland und den fernen Inseln, sie kommen von weiter her, aus kanadischen Blockhäusern, vom südafrikanischen Rand, von Neuseeland und New South Wales, vom Kontinent, wo die schottische Kirche ihre Gemeinden hat. Die dreitausend Delegierten und Zuhörer, die in der Assembly Hall sich zehn Tage lang zusammenfinden, bedeuten eine große Familienzusammenkunft aus der ganzen Welt, das schottische Ereignis des Jahres.

Mehr als das. Die Generalsynode ist eine öffentliche und Staatsangelegenheit, denn der König schickt seinen Vertreter an die Synode, den Lord High Commissioner. Er residiert zehn Tage lang im Schlosse der Maria Stuart und wird mit allen königlichen Ehren empfangen. Eine Eskorte von rotröckigen Soldaten reitet ihm voraus zur Synode. Die Mace liegt vor ihm, das Zeichen der Staatsgewalt. Er erhält die Schlüssel der Stadt und empfängt die Behörden, das Militär, die Universität, die Nobilität, die Kirchenführer. Dieses Jahr war es der Herzog von Kent, der jüngste Sohn des Königs, mit Prinzessin Marina, die er eben heimgeführt hat. Ganz Schottland will den Prinzen sehen und namentlich die Prinzessin, wie sie aussieht, wie sie lächelt. Diese königlichen Vertreter an der Synode sind aber reine Dekoration, ein wundervolles Schaustück. Sie haben keine andere Bedeutung mehr, als zu zeigen, daß Kirche und Staat gut Freund sind und sich gegenseitig anerkennen. Der Lord High Commissioner darf in der Synode nicht sprechen. Sein Thron steht auf der Galerie, hinter dem Sitz des Moderators. Dieser sieht in seiner Tracht aus wie ein Hofmann. Er verbeugt sich tief vor dem Prinzen, aber nur äußerlich. Er vertritt die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, innerlich, und wenn es sein muß, auch äußerlich. Als vor einigen Jahren der Duke of York durch die Haupttüre die Synodalhalle betreten wollte, weigerte sich der Moderator, John White, die Versammlung zu eröffnen. Der Prinz gab dem Moderator recht. Aber

nn sich der Schotte vom Staate auch nicht in die rche hineinreden läßt, so hört er doch gerne die rüße des Königs, sieht entzückt zu, wenn Moderator d Prinz sich voreinander verbeugen, wenn also taat und Kirche sich gegenseitig ihre Reverenzen er- eisen, weil jede Macht auf ihre Weise souverän und abhängig ist.

Es war nicht immer so. Der Schotte glaubt seine gene Kirchengeschichte zu repetieren, wenn er hört, ie heute Kirche und Staat in anderen Ländern sich chwierigkeiten bereiten. Die Parallelen sind über- schend. Als König Jakob die protestantischen Kirchen it Bischöfen und Polizei vereinheitlichen wollte, da urde die schottische Bekenntniskirche, der „Covenant", eboren. Auf dem Friedhof von Greyfriars floß lut, mit dem ein Glaubensbund und ein Schwur der reiheit besiegelt wurden. Die Scheiterhaufen schwel- n, die Pfarrer gingen ins Gefängnis. An einer Wand er Synodalhalle hängt heute noch der Brief von farrer Guthry, der dem König auf seine Weise zu- ief: Sire, geben Sie Glaubensfreiheit!

Ich wüßte kein Land, wo das Verhältnis zwi- chen Staat und Kirche eine idealere Lösung ge- unden hätte. Man sollte sich heute vom Kontinent her n Schottland erkundigen, wie das geschah. Die Eini- ung der bisherigen schottischen Staatskirche mit der Jnited Free Church zur heutigen Church of Scotland at viel zu dieser Befriedung beigetragen. Staat wie Kirche kennen ihre Grenzen. Jeder Totalitätsanspruch st vermieden. Der Staat hat es mit den weltlichen Dingen zu tun, und die Kirche mit den himmlischen. Jn dieser Erkenntnis hat der Staat schließlich auch die chottische Bekenntnissynode anerkannt. Der Staat läßt ich nicht ungern von der moralischen Kraft der Kirche tärken in seiner grundsätzlichen Stellung, und die Kir- henmänner sehen nicht ungern etwas königlichen Glanz n ihren Presbyterianismus eingeführt und nehmen willig die Einladung des Lord High Commissioners an, wenn er sie zu einer Garden Party in das alte historische Schloß der Königin Maria Stuart einladet.

Die Einigung der Kirche hat im Volke tiefe Wurzeln geschlagen. Die Gräben zwischen den frühe- ren beiden Kirchen verwachsen allmählich. Am schwer- sten vielleicht an den theologischen Fakultäten. Dort ist plötzlich ein Ueberfluß an Professoren und Gebäu- den entstanden, und der frühere Dekan und der Prin- cipal gehen nicht so leicht ineinander auf. Die draußen gebliebenen kleinen Kirchen bleiben ein Hort für treue und besorgte Anhänger einer bestimmten Art von Kirchlichkeit und ihre streng calvinistische Theologie. Da die schottische Theologie Teil hat an der heutigen Er- neuerung des Calvinismus, wird die Theologie der Free Church und der übrigen kleinen Kirchen von selber zu einer noch strengeren Betonung calvinistischer Orthodoxie gedrängt, gleichsam als Reaktion gegen den noch nicht ganz ausgefegten liberalistischen oder modernistischen Sauerteig in der großen Kirche. Die kleinen Kirchen strengster Art suchen heute (zusammen mit der Gereformeerden Kerk in Holland und ande- ren alt-calvinistischen Gruppen) den calvinistischen Kongreß, der schon letztes Jahr tagte, zu einem Sam- melpunkt solcher Interessen zu gestalten.

Die Church of Scotland wird andererseits seit der Wiedervereinigung mehr und mehr zu einer starken Volkskirche. Sie vermeidet deren Gefahr dadurch, daß sie gleichzeitig Missionskirche bleibt, nicht nur im fer- nen Heidenland, sondern auch in Schottland selbst.

Die Mission bildet einen Brennpunkt im kirch- lichen Leben Schottlands. An einem bestimmten Tage sprechen die heimgekehrten Missionare in der großen Halle Edinburgs. Die heimatliche Kirche wird immer wieder in Glut gesetzt von dem Missionsfeuer, das auf vielen Feldern brennt. Der schottische Missionsbetrieb ist nie jener fatalen Säkularisierung verfallen, der einen Teil der amerikanischen Missionsarbeit bedrohte. Das berühmte Buch „Rethinking Missions", das die ge- samte amerikanische Missionsarbeit erschütterte, hat daher in Schottland keinen tiefreichenden Einfluß.

Die Innere Mission hat in Schottland eigen- tümliche Aufgaben. Zunächst einmal die Evangelisation des schottischen Volkes selber, das von einer ungeheu- ren irischen Einwanderung durchsetzt ist. Ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung am Clyde ist irischen Ur- sprungs. Diese Bevölkerung treibt sich wie ein katho- lischer, zum Teil aber auch kommunistischer Keil in den schottischen Protestantismus hinein. Hier beginnt eine heftige Auseinandersetzung in der Frage des Schul- wesens. Damit, daß der Staat die konfessionellen Schulen unterstützt, wird seine Hilfe direkt zu einer Unterstützung der katholischen Kirche. Die General- synode wurde in lauter Weise alarmiert durch diesen Tatbestand. Der schottische Protestantismus will es nicht zulassen, daß der Staat Ordensgeistliche als Lehrer besoldet, die ihren staatlichen Gehalt dann größ- tenteils wohl an ihre Ordenskassen abliefern. Wir stehen hier wohl am Anfang eines eigentlichen Kamp- fes um die Erhaltung der konfessionellen Eigenart Schottlands.

Die Innere Mission hat in Schottland Aufgaben, wie wir sie nicht kennen. Jm Sommer muß das sich immer mehr vereinsamende und sich leerende Hochland in besonderer Weise betreut werden. Auch die Tausende von Beerensuchern, die sich im Sommer dort aufhalten, die fernen Jnseln, die weit draußen im Meere liegen, verlangen eine besondere Pastoration, und es braucht keinen geringen Mut für manchen Pfarrer, auf seinem felsigen Eiland im Meere ein halbes Leben lang aus- zuhalten.

Es ist immer wieder gesagt worden, daß der schot- tische Protestantismus dem Kontinent näher steht als England. Man findet außerhalb des Kontinents wohl nirgends so viel Kenntnis und Interesse am Schicksal der kontinentalen Kirchen wie in Schottland. Das ver- dankt der Kontinent zunächst einzelnen Männern, die den Kontinent kennen und immer wieder bereisen, wie z. B. Macdonald Webster, der eine ungewöhnliche Kenntnis kontinentaler Dinge besitzt, oder etwa der Präsident des Reformierten Weltbundes, Professor Curtis, in dem die Verpflichtung der konfessionellen Verwandtschaft nicht zu einem engen reformierten Kon- fessionalismus führte, sondern zu einem tiefen Ver- pflichtungsgefühl, die evangelische Familie zusammen- zuhalten. Dieses Verpflichtungsgefühl lebt aber nicht nur in Einzelnen, sondern ist der ganzen Kirche eigen. Das zeigt sich auch an dem Enthusiasmus, mit dem jeweils die kontinentalen Brüder empfangen werden. Es ist eine Freude für die kontinentalen Redner, das Echo einer Riesenversammlung in der Assembly Hall

mitanzuhören, wenn man ihr etwa sagt, daß der heutige Kampf um evangelische Freiheit und Wahrheit auf dem Kontinent derselbe ist wie derjenige ihrer Väter vor Jahrhunderten. Die Generalsynode gab daher auch ihrer Teilnahme am Schicksal der Glaubenszeugen auf dem Kontinente Ausdruck, die heute — denken wir an Rußland, woher fast jede Woche ein Todesurteil über einen evangelischen Pfarrer kommt — ihren Glauben der letzten Prüfung ausgesetzt sehen. Der Schreiber dieser Zeilen sprach über den Einfluß der kontinentalen Revolutionen auf den europäischen Protestantismus. Jede dieser Revolutionen, von Rußland bis Spanien, stellt den Protestantismus wieder vor ein besonderes Problem. Aber der Generalnenner aller dieser Probleme ist doch das Verhältnis von Kirche und Staat, das als Hauptthema im Mittelpunkt der nächsten Weltkirchenkonferenz in Oxford stehen wird.

Das Verhältnis der schottischen presbyterianischen zur anglikanischen Kirche erfuhr dieses Jahr eine besondere Beleuchtung mit der Wahl des Bruders des Erzbischofs von Canterbury zum Moderator der schottischen Kirche. Beide, der Erzbischof Cosmo Lang, und der Moderator, Marshall Lang, entstammen demselben schottischen presbyterianischen Pfarrhause. Die Leitung der beiden großen evangelischen Kirchen in Großbritannien fällt damit sozusagen der gleichen Familie zu. Was will das für die wirkliche kirchliche Annäherung bedeuten? Der Erzbischof von Canterbury, der schon einmal vor der Generalsynode erschienen war, kam auch dieses Mal herauf. Niemand übersah die Bedeutung der Geste, als der Moderator und der Erzbischof sich die Hand reichten. Der Moderator sprach vorher von sich selbst als dem „unworthy servant" seiner Kirche und von seinem „most worthy brother", mit Anspielung auf den Titel des Erzbischofs, der Most Reverend ist — der Moderator ist nur Very Reverend.

Die bisherigen Bemühungen um eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen führten nicht zu einem greifbaren Erfolg. Das presbyterianische Schottland wird sein geistliches Amt nie einer erneuten Weihe durch einen Bischof zuführen. An dieser Forderung der Anglikaner zerbrechen alle persönlichen Freundlichkeiten. Sie schaffen sicherlich eine Fülle persönlicher Beziehungen, auch die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit, aber nicht eine Aenderung des Grundcharakters der Kirche. Vom schottischen Presbyterianismus gilt sicherlich das Wort: Sit ut est ut non sit.[1]) Gerade dies verbindet ihn so fest mit dem kontinentalen Protestantismus.

Zwei Bewegungen gehen heute vom religiösen Großbritannien aus. Der Versuch des Anglikanismus, nicht nur die orthodoxe Kirche zu einer Verbindung zu gewinnen, sondern auch einzelne lutherische Kirchen, wie die von Schweden und Finnland. Andererseits geht ein warmer Strom evangelischen Glaubens und protestantischer Eigenart von Schottland aus zum Kontinent hinüber, sowohl zu Reformierten wie zu Lutheranern, die der schottischen Kirche beide als Vollprotestanten erscheinen, mit denen sie Gemeinschaft pflegen will, ohne erst ängstlich nach einer mystischen Qualität wie der apostolischen Sukzession oder nach einem Verfassungsartikel zu fragen. Hier sind offene Türen für uns, die wir in einem großen Teil der anglikanischen Kirchen nie finden werden.

Die Church of Scotland hat bisher wohl das glücklichste Experiment einer kirchlichen Einigung gemacht. Trotzdem einzelne Teile draußenblieben, besteht keine Bitterkeit gegeneinander, und das Einigungswerk wächst sowohl in die Tiefe als in die Breite.

Genf, z. Zt. Edinburg Adolf Keller

[1]) Er bleibe wie er ist, oder er vergehe. D H

Von Brauchtum und Dorfkultur

Nicht von „Sitte und Brauch" soll hier die Rede sein, sondern von „Brauchtum". Zwar wollen wir nicht widersprechen, wenn man heute die beiden Bezeichnungen gleichsetzen möchte. Immerhin verbindet sich uns mit dem Wort „Brauchtum" gegenüber „Sitte und Brauch" vorläufig doch noch ein besonderer Ton: der des Altertümlichen, nicht mehr Selbstverständlichen, bewußt Gepflegten, vielleicht aus langer Vergessenheit Heraufgeholten. In dieser Bedeutung hat — nicht dem Wort, aber der Sache und der ganzen Liebe zur Sache schon Matthias Claudius den klassischen Ausdruck verliehen in dem Vers, den wir etwas verändert heute singen:

Zur Ahnentugend wir uns weih'n,
zum Schutze deiner Hütten,
wir lieben deutsches Fröhlichsein
und alte deutsche Sitten.

Will beim Klange des Wortes „Brauchtum" nicht auch heute so etwas von dem alten treuen deutschen Geist aus Wandsbek über uns kommen? Was sollen wir uns noch den Kopf zerbrechen über eine Sache, von der sich so wunderbar froh singen läßt? Sollten wir's nicht einfach nur singen? —

Schon vor einem Menschenalter begannen die Meinungen einmal stark auseinanderzugehen. Es war, als aus den verdienstvollen Bestrebungen der Heimatpflege die Vereinigungen zur Erhaltung der alten Volkstrachten hervorgingen und die ersten Trachtenfestzüge durch die deutschen Städte und Städtchen zogen. Schon damals erhoben sich, bei aller Anerkennung der guten Absicht, abmahnende Stimmen, und sie kamen von kundiger, dem Landvolke eng verbundener Seite. Nicht nur praktische, wirtschaftliche, gesundheitliche Bedenken stellten sich ein, sondern auch tiefergehende: man nehme dem Bauer etwas von seinem Besten, wenn man ihn vor den Spiegel stelle und dem schaulustigen Stadtpublikum vorführe. Es liegt durchaus im Sinne dieser ernsten Bedenken, wenn jetzt ein Jünger der Volkskunde, Hans Bestian (in Nr. 10 der „Hilfe"), davor warnt, das Dorf zum Museum und den Bauer zum Museumsstück zu machen. Mir scheint, wir können diese Ausführungen gar nicht ernst genug nehmen. Nicht ernst genug uns hüten vor einer wahllosen Verherrlichung und Erneuerung alles Alten einfach um seines Alters willen. Uns hüten vor jener falschen Stadtromantik, die gerade der verständige Bauer noch niemals recht ernstgenommen hat. Der Bauer kann im allgemeinen sehr wohl unterscheiden zwischen lebendigem und abgestorbenem Alten, und so wichtig ihm jenes meist sein wird, so wenig liegt ihm an diesem.

Aber ist es wirklich wahr, was jener sonst treffliche Aufsatz sagt, daß das lebendige Neue zum Bauer immer nur aus der Stadt kommen kann? Ist es

ahr, daß im Dorfe das Brauchtum wie „alle höhere bensform gesunkenes Kulturgut ist, daß sie ursprüng- h aus dem gesellschaftlichen Zentrum (der Stadt) ummt"? Man darf es heute schon sagen, daß diese r einem Jahrzehnt viel berufene Theorie des Volks- rschers Hans Naumann heute ziemlich auf- geben und als unberechtigte Verallgemeinerung einer eilwahrheit erkannt ist. Wir wissen alle, welch wich- ge Rolle in aller Dorfkultur das „gesunkene Kultur- ut" spielt, vom Volkslied bis hinab zur Nippfigur is unechtem Porzellan. Wir wissen auch alle, daß e großen Geistesschöpfungen, die großen Fortschritte r Kultur wie der Zivilisation nicht vom Dorfe aus- hen. Aber darum dem Dorfe alle Eigenkultur ab- rechen, würde doch wohl eine allzu einseitige Ueber- hätzung des „Fortschritts" bedeuten; jenes Kultur- rtschrittes um jeden Preis, dem schon ein Pestalozzi schwörend entgegenrief: „Wer zu schnell lebt, stirbt!" s gibt im alten Dorfe ein eigenständiges, rein örfliches Wachstum tiefen und feinen Seelen- ums, dem gegenüber uns die Stadt geradezu arm er- heint, das nur aus den besonderen Bedingungen des usammenwohnens und -arbeitens im Dorfe hervor- ehen konnte. Wir brauchen etwa nur an die in Jahr- underten so wunderbar fein ausgearbeiteten dörflichen Grußformen zu denken, von denen eine neuere Doktor- rbeit eine erstaunliche Fülle aufzählt. Warum sollte olches und ähnliches — nicht „gesunkenes", sondern igenwüchsig dörfliches „Kulturgut" sich nicht getrost ehen lassen können — am Ende gar neben Kino und Radio? Haben wir die Sorge Goethes, der Mensch önne dem heraufziehenden Zeitalter der Naturbeherr- chung seelisch-sittlich nicht gewachsen sein, trotz tausend- acher Bestätigung heute schon ganz vergessen? Müs- en wir erst noch mehr Kulturzusammenbrüche erleben, im nach einer Periode vertrauensseliger Fortschritts- läubigkeit die Wirklichkeit des Menschenlebens tiefer u sehen und seine im Stillen tragenden Kräfte richti- er einschätzen zu lernen? Und könnte dann nicht am Ende auch einmal auf das seelische Kulturgut „alte eutsche Sitten" und auch gerade auf dörfliches „Brauchtum" ein ganz neues Licht fallen, ein Licht, das ich natürlich verbinden soll jenen Strahlen reinen Lich- es, die allerdings die Stadt in besonderer Weise aus- zusenden berufen ist, das sich aber auch behaupten soll gegen das Blendwerk ihrer falschen Lichteffekte?

Wir werden auf diese Gedanken geführt zugleich durch das Neuerscheinen eines Buches, das Niemand ungelesen lassen dürfte, der sich über Dorf und Dorf- brauch ernstere Gedanken machen will. Es ist das geist- volle Buch des niedersächsischen Dorfpfarrers Wil- helm Borée, unter dem Decknamen A. l'Houet: „Psychologie des Bauerntums."[1]) Nicht als ob ich in allem die Grundbetrachtung dieses Buches teilen könnte, ich stehe noch heute zu den sehr ernsten Bedenken, die ich beim Erscheinen seiner zweiten Auf- lage äußern mußte (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 21, 1922). Aber ich darf diese Bedenken hier zu- rückstellen und kann es um so leichter, je mehr ich heute zu verstehen glaube, daß der starken Eigenart dieses Buches eigentlich nur ein einziger Maßstab gerecht wird: nicht der im strengen Sinne volkskundliche, son- dern der dichterische. Es ist ein Epos des Bauern- tums, das uns hier mitreißt, ein Epos der Bauern- seele, in dem von ihr nicht alles gesagt werden konnte, ja Wichtigstes fehlt, in dem nicht ein vollständiges, aber ein großes Bild entrollt wird in mächtigen Maßen und starken Farben. Das Buch hat kein eigenes Kapitel über „Brauchtum", aber es kann uns das Auge schär- fen für seine rechte Beurteilung in der tausendjährigen Auseinandersetzung zwischen Dorf und Stadt. l'Houet zeigt uns, wie in dieser Auseinandersetzung die Ueber- legenheit durchaus nicht immer auf seiten der Stadt liegt. Hat nicht, um dies eine hier nur besonders her- vorzuheben, der Bauer alter Art den Dingen des Le- bens gegenüber ein Augenmaß sich bewahrt, das ihn in mancher Hinsicht hoch über die Durchschnitts- bildung der Stadt erheben kann? Ganz anders als so oft die Stadt weiß das Dorf noch heute um die ewigen Unterschiede zwischen den Lebensgütern ersten und zweiten Ranges, zwischen dem Wichtigen und dem Un- wichtigen, zwischen dem Fundamentalen ursprünglicher Gottesschöpfung und dem vom Menschen Zugebrachten und Entbehrlichen. Was besagen neben dem ehernen, ewig gültigen Gottesgesetz, dem natürlichen wie dem sittlichen, alle babylonischen Türme städtischer Kultur und Zivilisation? Den Schaden, den die Stadt mit einem großen Teil ihres ins Dorf absinkenden „Kul- turgutes" dort an jenem sicheren Augenmaß und an jenen ewigen Fundamenten angerichtet hat, macht sie durch keinen Fortschritt wieder gut. So sieht l'Houet die Lage nur allzu richtig, wenn er heute die dörfliche Lebensform, sofern es noch möglich ist, bewahrt haben möchte vor einer planlosen Ueberflutung durch den je- weiligen Geist der Stadt. Das Dorf braucht heute den „Wächter des Tales", der auf Hans Thomas ernstem Bilde mit dem Schwerte auf der Höhe über dem Dörf- lein wacht, nicht um blind draufzuschlagen auf alles, was er die breite Straße von der Stadt daherziehen sieht, wohl aber, um nicht Jeden unbesehen hereinzu- lassen, der dort nicht nur erstorbenes, sondern oft sehr lebendiges, edles Erbgut der Väter zu zerstören droht.

Sollten wir wirklich nicht nur alles wachsen las- sen, was in dem „Kulturzentrum" der Stadt heute wachsen will, sondern das alles auch unbesehen hineinlassen ins Dorf — nur aus dem Grunde, weil es nun einmal in der gerade laufenden Kulturperiode so das Uebliche ist? Gab es in deutschen Landen nicht auch einmal eine Zeit ohne Städte — und dabei doch Be- wegung, doch Quellen neuen, höheren Lebens in und außer dem Dorfe? Und gab es dann nicht lange Jahr- hunderte, in denen die Stadt als Kulturzentrum doch etwas ganz anderes für die Nation, auch für das Dorf bedeutete als heute, in denen sie noch nicht in solchem Maße der Tummelplatz war von tausenden ungeord- neter Triebe, noch nicht die Stätte geistig-seelischer und sittlicher Anarchie? Ja, so war es, und warum sollte es so undenkbar sein, daß die Stadt wieder einmal etwas anderes für das Dorf bedeuten könnte, als sie in unserer Zeitspanne gerade bedeutet?

Ernsthaft denkbar will es uns freilich nur unter der einen Voraussetzung erscheinen, daß der Stadt — und dem Dorfe, um dessen Schäden wir auch wohl wissen — erst einmal wieder ein ernsthafter Kulturgedanke geschenkt würde und in Seele und Blut einginge, ein Kulturgedanke mit einem wirklichen, klaren und ernsten

[1]) Tübingen 1935, J. C. B. Mohr; 3. Aufl. VIII und 368 S., 3 und 4.80 M.

Inhalt, wie er allein Menschenseelen zusammenführen könnte aus Stadt und Land, sie einen auch in dem ehrwürdigen Sinnbild, das wir in edlem Brauchtum hüten. Dieser Inhalt aber kann, um von seinem tiefsten Ursprung hier zu schweigen, nur ein sittlicher sein. Um ihn, um den großen, einenden, sittlichen Kulturgedanken, geht im deutschen Volke heute das Ringen der Geister. Zu diesem Ringen ist heute der Christ auf den Plan gerufen. Daß ein Ringen um solchen Inhalt, sittlichen Inhalt, sittliche Kulturnorm bereits in breiter Front begonnen hat, das sollte uns heute endlich hinausführen über jenen formalen, am unrechten Ort ästhetischen Kulturgedanken, der einer Stadtbildung ohne Augenmaß für das Wirkliche im Leben den Blick immer noch verschleiern will. Das ästhetische Auge hat nicht den Beruf, Kultur zu schaffen, sondern nur den, einer aus tieferen Quellgründen hervordringenden Kultur zur Verfügung zu stehen. Echte Kultur schaffen kann nur der in einem Glauben gegründete sittliche Wille, und auch er kann es wahrhaft nur dort, wo er nicht nach Kultur fragt, sondern nach Wahrheit und Recht, wo Kultur nicht Ziel, sondern — Nebenerfolg des Schaffens, wo sie Gnade ist wie jene allein echte Schönheit, die noch immer nur dort sich auf den Helden senkte, wo er selbst nicht sie, die Schönheit, sondern nur sein Werk wollte. Um eine sittliche Kultur nur kann es heute gehen, deren Quellen auf solch ragendem Hochgebirg liegen, daß wir ihre Wasser sehr wohl auch unmittelbar und nicht erst durch die Röhrenleitungen der Stadt ins Dorf strömen lassen dürfen.

Was uns diese Betrachtung vom ländlichen Brauchtum sagen soll? Zweierlei: den Mut soll sie uns stärken: nicht um das Dorf eine phantastische, unübersteigbare Mauer zu ziehen, aber dem Dorfe, bei allem Hindurchfluten des allgemeinen Lebens auch durch seine Gassen, gegenüber der Stadt seinen eigenen Lebensbereich zu wahren, nicht im Gebiet der Wirtschaft allein, sondern auch in dem des Geistes und der Seele. Und einen Maßstab soll sie uns reichen, die Lebensformen des Dorfes, auch Sitte und Brauchtum, mit sicherem Auge zu beurteilen, das Werthafte vom Wertlosen, das Unechte vom Echten, das Gute vom Schlechten, das Abgestorbene vom Lebendigen klar zu unterscheiden — einen Maßstab allerdings aus größerer Tiefe als aus der einer formalen, freischwebenden Aesthetik, einen Maßstab aus der Tiefe des sittlichen Urteils, des unbeirrbaren christlichen Gewissens. Es ist der einzige Maßstab, der dem christlichen deutschen Dorfe voll gerecht wird, und der oberste, vor dem sich auch ein dörfliches Brauchtum wird rechtfertigen müssen.

Gießen Georg Koch

Vom Einzug des Christentums in die deutsche Seele

Aus „Römisches Reich deutscher Nation" von Ricarda Huch[1])

Der alte Götterglaube, ob er nun dem nordischen ähnlich war, wie er sich in der Edda darstellt, oder ob er bei den deutschen Stämmen sich anders entwickelt hatte, sicherlich hatte er nicht mehr die quellende Frische eines neuen oder erneuerten Glaubens. Man weiß aus den Klagen des Bonifatius, daß sich die Religiosität der heidnischen Deutschen hauptsächlich in abergläubischen Bräuchen und Beschwörungen äußerte, im Wählen glückbringender Tage, im Loswerfen, im Zwingen des Wetters oder menschlichen Willens; in solchen Formeln war der einst sinnvolle, lebendige Glaube erstarrt ... Wenn sich viel Abgeschmacktes und Roheit in die Auffassung des Göttlichen mischte: was wäre eine Religion die nicht auch Magie wäre? Teilhaben an der Gotteskraft das ist es doch, was alle Gläubigen wollen, die Einen um der rohesten, die Andern um der sublimen Zwecke willen. Bei aller derben Sinnlichkeit versenkten sich die Deutschen mit Leidenschaft in das Uebersinnliche. Die erhabene Gewaltsamkeit, mit der das Christentum den eigentlichen Schauplatz der Menschengeschichte von der Erde hinweg in ein jenseitiges Geisterreich verlegt, gerade diese Umwälzung, die der Epoche die man Mittelalter nennt, die grandiose Spannung, die geheimnisvolle Tiefe verlieh, das Leben in ein Himmel und Erde überbrückendes Drama verwandelt, entsprach einer Geisteskraft, die dem Deutschen besonders eigen ist, der Phantasie. Der Sinn für das Unsichtbare, der vielleicht mit der Begabung des deutschen Menschen für Musik zusammenhängt, öffnete sein Ohr den Stimmen von drüben. Liudger der erste Bischof von Münster, der, weil er selbst Friese war leichter Zugang zu seinem Volke fand als die früheren Missionare, bekam einen wertvollen Gehilfen in dem sangeskundigen Bernlaf. Ihn hatte die Schönheit der Psalmen für das Christentum gewonnen, und da er überall beliebt war, weil er von den Taten der Vorfahren singen und sagen konnte, wehrte man ihm auch nicht, als er für seinen Glauben warb. Diese Gesänge überzeugten unmittelbar, auf Zauberart. Nicht nur der friesische Sänger, nicht nur Mönche, sondern auch Könige wußten viele Psalmen auswendig und führten eine Psalmensammlung auf Reisen mit sich. Karl der Große liebte die Musik und pflegte in der Kirche mit gedämpfter Stimme die Psalmen mitzusingen. Keine Kunst ist so wie die Musik Verkünderin des Uebersinnlichen, doppelt so, wenn sie sich mit der Wirkung der Architektur verbindet. Die Feierlichkeit des Gottesdienstes in den Chören der karolingischen und ottonischen Kirchen mag mehr als die Predigt die Herzen dem dreieinigen Gotte zugeführt haben.

Indessen, wenn auch die neue Religion hauptsächlich als Himmelszauber auf die Seele wirkte, so herrschte sie doch auch als sittliche Macht. „Du sollst heilig sein, denn ich bin heilig." Von allen Göttern, zu denen die Völker beten, hatte noch nie einer so zu seinem Volke gesprochen. Der Sinn des deutschen Menschen für Gerechtigkeit verband ihn mit dem Gott, der der Gerechte hieß, das Kämpferische seiner Gesinnung machte, daß er sich willig in die Geisterschlacht zwischen Gut und Böse hineinreißen ließ. Die Weltüberwindung durch Askese, die der Mönch im Kloster führte, war zugleich ein ritterlicher Gedanke und den Germanen nicht durchaus fremd. Allerdings waren sie im allgemeinen zügellos im Trinken und in der Frauenliebe; sie bedurften des Rausches. Den erwählten Frauen gaben sie sich mit einer fast kindlichen Gewaltsamkeit hin, und es kam zu erbitterten Kämpfen mit der Kirche, wenn sie ein Liebesverhältnis wegen zu naher Verwandtschaft zu lösen unternahm. Andererseits wurde in der germanischen Mythologie Jungfräulichkeit als Quell übermenschlicher Kraft begriffen, und im Verhalten zum Tode den zu fürchten für den Freigeborenen als Schande galt, lag Selbstüberwindung. Karl der Große verabscheute Trunkenheit. Daß bloßes Sichgehenlassen nichts Großes erzeugt, wußte auch der heidnische Deutsche, und weil der Freie keinen Zwang duldet, mußte er sich selbst zwingen. Ohne diesen Selbstzwang gibt es keine Ehre. Um an dem Kampf des schaffenden Gottes gegen den zerstörenden Teufel teilzunehmen, strömten Männer und Frauen den Klöstern zu ... Die heidnischen Germanen öffneten sich im allgemeinen den christlichen Gedanken leicht, weil sich der Uebergang von der gotterfüllten Natur zu Gott leicht vollziehen kann. Andererseits ließ die Kirche das Heidnische, soweit das möglich war, ohne das Wesentliche zu zerstören, in sich einfließen, voll Weisheit bedenkend, daß die Weltkirche wohl alles Menschliche bilden aber nichts Menschliches verleugnen soll. Nachdem aber einmal die Christianisierung vollzogen war, machte sich die Verschiedenheit der Einzelnen und der Völkerschaften geltend, letzteres im selben Maße wie die Eigenart der Nation sich auswirkte. Wie weit und elastisch die Kirche ihren Umfang auch gezogen hatte, die Besonderheit der Germanen machte sich doch allmählich geltend und strebte nach einem germanisierten Christentum hin.

[1]) Vgl. die Besprechung auf Sp. 769.

Zwischen Lexikon und Wörterbuch

Die theologischen „Summen" des Mittelalters wa- n ihrer Anlage und Meinung nach die ersten Vor- ufer unserer deutschen enzyklopädischen Werke und Wörterbücher. Bekannt ist ferner aus jener Zeit das peculum maius des Vincenz von Beauvais († 1264), is eine Zusammenfassung des ganzen mittelalterlichen Wissens darstellen will. Nachdem der Anfang einmal macht war, hat man in den folgenden Zeiten in der unst der Stoffzusammenfassungen ganz Erstaunliches eleistet, deren eindrückliche Zeugen etwa die in 5 Bänden erschienene Encyclopédie ou Dictionnaire isonné des sciences, des arts et des métiers der ranzosen (1751—80) oder die „Allgemeine Enzy- opädie der Wissenschaften und Künste", begründet on den Professoren Ersch und Gruber in Halle, sind, elch letztere es dann in der Zeit von 1818—1890 uf 167 Bände brachte. Die unmittelbaren Nachfolger ner riesenwüchsigen Werke des mündig gewordenen 8. und des eben erwachenden 19. Jahrhunderts sind ns Heutigen bereits „liebe alte Bekannte": es sind die Brockhaus-, Meyer- und Herder-Konversationslexika, eren Geburtsdaten in das erste und zweite Viertel es vorigen Jahrhunderts zurückreichen. Aus ihnen uchsen, wenn auch nicht in geradliniger Aufeinander- olge, unsere Wörterbücher, die kleinen und die großen, ie in einer notwendigen rückläufigen Bewegung sich ieder mehr den einzelnen Lebenszentren zuwandten nd die dem deutschen Volk die Erbschaft einer fast nvergleichlich schaffensfreudigen Vergangenheit be- ahrt haben.

„Die Zeit steht nicht still": dies ist der eigentliche Grund, weshalb die Reihe der Lexika und Wörter- ücher nie zu einem wirklichen Abschluß kommt. Ein- mal abgesehen von den unübertrefflichen Standard- werken, wie den „Großen" Brockhaus, Meyer und Herder, die wegen ihres Riesenwuchses hier nicht an- gezeigt werden können und auch ihrer ganzen Anlage nach immer noch zu den Spezialgenüssen der wissen- schaftlichen Welt gehören, gibt es heute doch schon einige brauchbare, schmalgesichtige Werke dieser Art, die man jedem interessierten Laien empfehlen kann.

1. Meyers Kleines Lexikon und Das kluge Alphabet

Beide Werke müssen in ihrer Gesamtbeurteilung als soziale Sonderleistungen ihrer Verleger anerkannt werden. Das erste [1]) bietet in seinen drei Bänden (Lexikonformat) umfas- sende Auskünfte aus jedem Lebensgebiet, das zweite [2]) auf zehn Bände (Oktavformat) berechnet, wird nach meiner Vor- ausberechnung um etwa ein Viertel hinter dem Umfang des ersteren zurückbleiben (infolge des kleineren Formats), ist aber buchtechnisch durchaus auf gleicher Höhe.

Wie bei allen diesen Nachschlagewerken ist besondere Sorg- falt auf die ausführliche Wiedergabe der technischen Errun- genschaften, der geographischen, kulturgeschichtlichen und wirt- schaftlichen Gegenwartsverhältnisse gelegt. Die Stichworte aus den Gebieten der Geisteswissenschaften, der Philosophie und Theologie treten demgemäß etwas in den Hintergrund. Der Reichtum und die gute Ausführung der Bildwiedergaben sind bei den beiden Werken hervorzuheben; allerdings wird man nicht selten bei Benützung von Karten, Uebersichten und Tafeln das größere Format des „Kleinen Meyer" bevor- zugen, aber wie bei allen derartigen kleinen Vorzügen wirkt sich hier die lexikographische Erfahrung der Herausgeber deutlich aus. Ganz ausgezeichnet sind die Beiträge aus den naturwissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Gebie- ten, wobei die Uebersichten unter den Länderbesprechungen ein tieferführendes und einheitliches Verständnis unserer Nachbarkulturen und der Leistungen fremder Völker ver- bürgen. Das „Kluge Alphabet" geht in der Behandlung der einzelnen Stichworte ganz ähnliche Wege, faßt seine Texte notwendigerweise etwas kürzer, betont aber vielleicht noch stärker die geographischen, technischen und organisatorischen Teile. Daß in beiden Werken Stichworte wie Ahnenkult, Bewußtsein, Ekklesia, Edda, Existenzphilosophie, Gegenreformation, Idealismus, Inquisition, Kant, Kierkegaard, Materialismus, Pietismus, Rationalismus, Schicksal, Stoizismus, Universalien, Volksmission usw. zu kurz kommen (oder durch Hinweise auf größere Zusammenhänge befriedigt werden), war schon angedeutet.

Man wird sagen: Lexika sind „akademische" Genüsse; und wir werden antworten: diese Zeiten sind vorbei. Als Käufer stelle ich mir gerade jene Kreise vor, die aus wirtschaftlichen Gründen sich bis jetzt ähnliche Werke nicht kaufen konnten und die das Verlangen in sich tragen, sich durch zuverlässige Ratgeber vor unrichtiger Beurteilung von Tatsachen aller Art zu schützen und den Blick ins Große weiten zu lassen. Der erstaunlich billige Preis beider Werke rechtfertigt ein hohes Lob; die kleinen Mängel sind meist Folgen einer rechnerischen und berechtigten Beschränkung. In allgemeinverständlicher Sprache ist der neueste Stand des Wissens erschlossen; die Materialfülle weitverzweigter Kulturen wird aus dem Blick- winkel der Heimat zusammengetragen — und, was nicht min- der wichtig ist: unsere gesamte Heimatkultur in gedrängtester Form vor die Augen der Welt gestellt.

2. Der Sprach-Brockhaus, Wasserziehers Woher? und Wustmanns Sprachdummheiten

Man lernt aus diesen drei Büchern Dinge kennen, die jeder Deutsche über seine Muttersprache wissen sollte. Ver- sucht das eine in einer neuartigen, großangelegten Kombination von Begriff und Anschauung, Wort und Bild tiefer in die Sprachwirklichkeiten, die Beziehungen zwischen Wortbedeutung und Gegenstandsgehalt einzudringen (Sprach-Brockhaus), so handelt es sich in Wasserziehers „Woher?" vornehmlich um eine Art stammesgeschichtlicher Lebensbeschreibung nahe verwandter Wortgruppen (mit besonderer Betonung der Sprachwurzeln und ihrer Schick- sale), und schließlich wird in Wustmanns „Sprachdummheiten" in erfrischender Weise um die Wiederherstellung deutscher Sprachreinheit gekämpft, wobei ihr Verteidiger von einer wirklichen Leidensgeschichte deutscher Sprech- und Schreib- weisen zu erzählen weiß.

Der „Sprach-Brockhaus" [3]) ist ein Wörterbuch wie alle anderen auch, aber er enthält darüber hinaus einige Neue- rungen, die in dieser Buchgattung bis jetzt einzig dastehen: Erstens spürt man eine sorgfältige Auswahl „erklärungs- bedürftiger" Begriffe; dadurch wird nicht nur eine etwaige Konkurrenz mit vorhandenen Hilfsbüchern (wie „Duden" und Petruns „Das Deutsche Wort") vermieden, sondern man schafft durch eine zwar eigenwillige, aber auch einleuchtende Verbindung grammatikalischer, wortgeschichtlicher und vor allem mundartlicher Erläuterungen mit einer bei Lexika ge- übten Sinnverdeutschung anziehende Texte; besonders will- kommen sind dabei Angaben wie: zu welcher Zeit Begriffe entstanden und geläufig waren, oder welcher fachlichen (ge- werblichen) Sondersprache sie angehören usw. Zweitens wird man dankbar empfinden, daß die „Zeitwörter" nicht einfach nach „transitiv—intransitiv" säuberlich getrennt, sondern bei- spielhaft mit entsprechenden Fürwörtern verbunden sind (z. B.

[1]) Meyers Kleines Lexikon, 9. gänzlich neu be- arbeitete Auflage in drei Bänden, mit etwa 4000 Textabbil- dungen, 270 Tafeln, Karten und Uebersichten. Leipzig 1933/34, Bibliographisches Institut AG.; 2525 S., Einzelband 10 M., zusammen 30 M.

[2]) Das Kluge Alphabet, Konversationslexikon in zehn Bänden. Berlin 1934/35, Propyläenverlag. Jeder Band etwa 375 Seiten mit vielen Abbildungen, Tafeln, Karten und Uebersichten, jeder Band 3 M. Erschienen sind Bd. 1—7, zu- sammen 21 M.

[3]) Der Sprach-Brockhaus; Deutsches Bildwörter- buch. Leipzig 1935, F. A. Brockhaus; 1524 Spalten, etwa 5400 Abbildungen und Uebersichten, 5 M.

ich erwehre mich seiner). Drittens hat die Bildbeschriftung einen klar abgegrenzten Sinn, nämlich „daß das Bild nicht mehr oder weniger wichtige Zutat oder Schmuck, sondern ein gleichberechtigtes und notwendiges Glied des Ganzen darstellt; überall, wo es schneller und kürzer unterrichtet, als Worte vermögen, tritt es auf den Plan" (S. IV). Zu dem Versuch als Ganzes ist zu sagen, daß man den Unternehmungsgeist und die gebotene Leistung nur anerkennen und aufrichtig bewundern kann. Für etwaige Neuauflagen sei angemerkt, daß manche Selbstverständlichkeiten (wie etwa Teile der Bildtafel E_3) störend wirken können und auch zeichnerische Uebertreibungen und Unvollkommenheiten (so Bildtafel M_{58} die Perspektive des „Küchentisches" und bei Abb. M_{16} Verwechslung von Keilbein und Schläfenbein!) nicht immer vermieden wurden. Die Ausstattung des Buches ist vorbildlich.

Wasserziehers „Woher?"[4] (9. stark vermehrte und umgearbeitete Auflage, besorgt von Paul Herthum) und „Wustmanns Sprachdummheiten" (10. vollständig erneuerte Auflage, besorgt von Werner Schulze) sind schon so bekannt, daß auch eine ausführliche Anzeige kein unausgesprochenes Lob mehr hinzufügen könnte. Herthum hat in 52 zusammenfassenden Abschnitten über Spracherbgut, Lehn- und Fremdwörter usw. eine solide Grundlage für das Verständnis des folgenden alphabetischen Wortregisters geschaffen, das eine zuverlässige und knappe Entwicklungsgeschichte von etwa 8000 gebräuchlichen Begriffen bietet. Schulze zieht in seinen recht kurzweilig gehaltenen Anklagereden gegen die „Sprachdummheiten"[5] kräftig zu Feld und verteidigt in geschickter Weise ein schlichtes, klares und reines Deutsch. Dieses Werk ist zwar nicht „wörterbuchartig" aufgezogen, läßt sich aber sehr gut hier mit nennen. „Der Inhalt und Umfang des Buches mag zeigen, wieviel Unkraut noch immer auf dem deutschen Sprachboden wuchert" (S. VI). — Diese Volksbücher empfehlen sich von selbst; man muß nur den Mut haben, sie einmal zur Hand zu nehmen und man wird dann kaum mehr den Mut haben, sie ungelesen wieder aus der Hand zu legen.

3. Philosophisches Wörterbuch

Vor einigen Wochen starb Heinrich Schmidt, der Verfasser dieses Buches, 61jährig. Die neunte und fast um den doppelten Umfang erweiterte Ausgabe[6] „seines" Wörterbuches hat er gerade noch erleben dürfen. „Nur flüchtige Blicke" sollte es den vielen Freunden gewähren: „Daß diese Blicke nicht nur Liebe zum Wissen, sondern auch darüber hinaus Liebe zur Weisheit wecken mögen, ist der Wunsch, mit dem der Verfasser sein Buch zum neunten Male in die Welt entläßt." So schrieb der Sechzigjährige im November 1934.

Der große Wert dieses „Taschenbuches der Begriffe und Denker" beruht auf seiner wirklich erstaunlichen Vollständigkeit und Klarheit und der Besonderheit, die Dichter und Denker aus ihren Werken selbst zu Worte kommen zu lassen. Neben Beiträgen zur speziellen Philosophie, Psychologie und Ethik finden sich, der geistigen Weite des Verfassers entsprechend, viele Beiträge aus der allgemeinen Naturwissenschaft (Biologie und Anthropologie!), aus der Kunst- und Religionsgeschichte. Nicht ganz zu Unrecht hat man Schmidt, ehemaligem Assistenten von Prof. Ernst Haeckel, einseitige Beurteilung religionsgeschichtlicher Daten vorgeworfen. Auch die neue Ausgabe leidet noch unter dieser verengenden Perspektive. Dieser eigenwillige Denker hat sich aus der Kampfatmosphäre der Haeckel-Zeit nie mehr ganz lösen können. Immerhin ist religionsgeschichtliches Material außerordentlich reichhaltig vertreten. Aus der modernen Biologie und Anthropologie treten uns viele neue Begriffe entgegen, die sicherlich dankbar aufgenommen werden. Eine besonders schöne Zugabe sind die 40 Bildnisse berühmter Philosophen am Schluß des Bandes, die wohl in ungewollter, dennoch aber treffsicherer Weise das geistige Führergesicht im Wandel der Zeiten zeigen. Der Kröner-Verlag hat sich mit der Herausgabe dieses Bandes zum Preise von 4 Mark ein großes Verdienst um die aufstrebende studierende Jugend erworben, die andere Werke ähnlicher Art nur aus Bibliotheksräumen kennt.

Kiel Otto Hubele

[4]) Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Ernst Wasserzieher. Berlin 1935, F. Dümmlers Verlag, 411 S., 4.80 M.

[5]) Sprachdummheiten. Von G. Wustmann. Berlin 1935, W. de Gruyter & Co., 394 S., 2.80 M.

[6]) Philosophisches Wörterbuch. Von Heinrich Schmidt. Leipzig 1935, A. Kröner Verlag. 772 S. mit 40 Bildnissen, einer Zeittafel und Anhang, 4 M.

Blick in die Welt

Religion und Weltanschauung

Kampfesweisen und Bundesgenossenschaften. Es scheint, als ob der gegenwärtige Kampf gegen den neuheidnischen Geist irgendwie zu einem neuen Mittelalter führen müsse: auf der einen Seite mögen Viele meinen, der Kampf wäre nur dann siegreich zu bestehen, wenn die evangelische Kirche in den Schoß der katholischen zurückkehre; wenn sie aus kirchenpolitischen Gründen vergesse, welche Unterschiede vorhanden sind und welche Positionen Luthers sie damit preisgäbe. Auf der anderen Seite baut sich innerhalb des Protestantismus als Widerpart neuheidnischen Geistes eine starre Orthodoxie auf, die die alleinige Rettung christlicher Positionen zu sein behauptet. Auf dem ersten Urteil beruht das überaus starke Siegesbewußtsein heutiger Katholiken; man glaubt zu sehen, daß nun die Stunde der Wiedervereinigung gekommen ist, und ist bemüht, in kaum glaublicher Weise die Lage des Protestantismus zu verzeichnen: „Zwei Dinge sind heute geklärt", so schreibt ein katholischer Theolog aus dem Rheinland (Schönere Zukunft Nr. 41, Sp. 1072), „es ist im wesentlichen Uebereinstimmung bei Katholiken wie Protestanten erzielt: das geschichtliche Verständnis der Tat Luthers und die volkspolitische Wertung der Glaubensspaltung als nationales Unglück für das deutsche Volk." Das sind Gedanken, die die ganze katholische Literatur erfüllen (vgl. CW 1935, 620) und praktisch in Propaganda und kirchlicher Ausdehnungsarbeit zur Wirkung kommen. Und wer als Protestant die Dinge nicht so sehen kann wie die Mehrzahl heutiger Katholiken, dem bietet sich ein zweiter Weg in der evangelisch-orthodoxen Richtung unserer Tage, die einen mächtigen Vorteil hat, daß sie die Widersprüche in ihrer Denkweise nicht erkennt, mit dem geistigen Rüstzeug der dialektischen Theologie ausgestattet ist, die ein scharfes Nein zu aller Kultur und Diesseitigkeit bereit hat. Ihre Wirkung ist groß und ihre Predigt wird noch gehört; man erkennt jedoch die Gefahren nicht, die aus der Starrheit solcher Einstellung erwachsen (vgl. CW 1935, 147; 267 ff.; 361 ff.; 505 ff.; 708 ff.). Welchen dritten Weg man aber zur Ueberwindung gehen kann, zeigt mit aller Deutlichkeit ein Aufsatz unseres Freundes Schubring („Protestantenblatt" Nr. 30, Sp. 467 ff.): „Es ist für mich — ich wiederhole es — eine selbstverständliche Notwendigkeit, daß im Kampfe gegen das Neuheidentum Alle zusammenstehen, die zu Christus halten wollen. Die gemeinsame Aufgabe liegt im Augenblick wohl vor allem darin, den jetzigen Zustand zu beseitigen, daß die Gegner überall offen das Christentum angreifen, daß wir Christen aber uns in Wort und Schrift kaum wehren können. Also im gemeinsamen Kampfe die Möglichkeit schaffen, daß Katholiken und Protestanten ihre Glaubensüberzeugungen vertreten und die Angriffe des Neuheidentums abwehren können! Dann aber und im übrigen: Freiheit und Verantwortung für beide, was sie vertreten und wie sie es tun! . . . Ich weiß, daß wir darin durchaus einig sind, nur habe ich aus mancherlei Beobachtungen heraus wohl stärker . . die Sorge, daß heute mancher Protestant sich in eine kampfesgenossenschaftliche Verbundenheit mit dem römischen Katholizismus hineinlebt, bei der es geschehen könnte, wenn er sich eines Tages Rechenschaft über sich selbst gibt, daß er zugestehen muß: ich habe meinen Protestantismus vergessen und bin römisch-katholisch geworden; so wie mancher freie Protestant, der zur Bekenntnisfront ging, dort vergessen hat, daß er einst als Kirchlich-Liberaler ein Gegner aller Orthodoxie war! . . . Aber ich kann weder den einen noch den anderen Kurs einschlagen. Ich will weder den Weg gehen, der zu Rosenberg, noch den, der zum Papste führt. Ich denke, wenn man Luther vor die Wahl gestellt hätte: Münzer oder Papst?, er würde sich nicht für Einen der Beiden haben entscheiden können, sondern er hätte gesagt: Ich gehe meinen Weg. Auch ich sage zu dem Entweder-Oder: Rosenberg oder Papst? ein entschiedenes Weder-Noch und nehme Lust und Last des eigenen Weges auf mich . . ."

Die Stedinger. Was hat es zu bedeuten, daß dieses kleine Bauernvolk heute allerorten gefeiert wird? Ist es so, wie aus

anchen Zeitungsnotizen hervorzugehen scheint, daß sie ein ßtes Kämpfervolk um arteigenen Glauben waren? Haben e in ihrem heldenhaften Kampf gegen den Erzbischof Gerard II. von Bremen gleichzeitig einen Kampf gegen das Christentum geführt? — „Stedinger" (niederdeutsch: Gestadebewohner) waren freie friesisch-sächsische Bauern von Oldenburg nd Bremen abwärts um Hunte und Jade bis ans Meer. n den Jahren 1229—34 wurden sie durch jenen Erzbischof ach schwersten Kämpfen unterworfen, nachdem er sie vorher ls Ketzer verurteilt und den Papst zu einem Kreuzzug gegen ie bewogen hatte. Der Dramatiker August Hinrichs hat nun ie Geschichte der Stedinger Bauern zu einem Drama verrbeitet, das in Zukunft nur noch auf einer besonderen Kultstätte, auf dem Bookholzberg zwischen Oldenburg und Bremen, aufgeführt werden soll. Es soll dort, ähnlich wie in Oberammergau und Bayreuth, eine „Schule der deutschen Seele" ntstehen. Dazu weiß die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 341 vom . Juni) zu berichten: „Diese neue Kultstätte wird alles andere ls etwa ein Denkmal germanisch-heidnischer Gesinnung sein önnen. Die Stedinger haben zwar gegen den Erzbischof von Bremen gekämpft, aber der tiefe christliche Glaube dieser Bauern ist gewisser und verbürgter als der vieler kirchenfrommer Menschen jener Tage, die mit der Absolution der Kirche den lieben Gott einen guten Mann sein ließen. Gerade diese Seite des Kampfes bringt der Dichter Hinrichs in seinem Drama zur vollen Geltung: ‚Lieber Gottvater im Himmel', so läßt er die Bauern auf des Erzbischofs Bannfluch antworten, ‚wir haben oft unrecht getan und Dein heilig Gebot vergessen. Und wenn Du's scharf nehmen willst, dann sind wir allzumal Sünder. Aber glaub' nicht, was sie jetzt Schlechtes von uns sagen: wir sind keine Ketzer! Sieh — hier liegen wir all auf unsern Knien vor Dir, zu beten, und rufen Dich an: Hilf uns in unserer Not — Herr, hilf uns!' Der Kampf der Bauern hatte als Ursache die Forderung des Zehnten durch den Bremer Erzbischof als sichtbares Zeichen des Lehensverhältnisses. Die in uralter Tradition lehensfreien Bauern weigerten sich, diesen Tribut zu entrichten. Es war im Kleinen der weltbewegende Kampf des Mittelalters um die säkulare Macht der Kirche. Um seinen Willen durchzusetzen, mußte — nach den vielen Niederlagen, die er und seine Vorgänger erlitten hatten — der Erzbischof einen Kreuzzug ins Leben rufen; und da man die Verweigerung des Zehnten nicht gut als Anlaß nehmen konnte, schon wegen der gefährlichen Unpopularität eines solchen Predigtstoffes, so suchte man nach einem anderen Grund und fand ihn in dem Vorwurf der Ketzerei und des Aberglaubens. Die Stedinger Bauern waren aber ihrem Glauben treu. Sie sahen schließlich selbst in ihrem Kampf gegen den Erzbischof einen von Gott befohlenen Krieg um ihre Freiheit, um ihre Heimat und um ihr Recht, ja um ihren Glauben. Hinrichs versteht es, gerade diese Seite des Kampfes, das zeitweilige Irrewerden an Gottes Gerechtigkeit und an der Kirche, die Rückkehr zum Glauben, schließlich die Umkehrung in einen Glaubenskampf gegen den Erzbischof, der ihre heilige Erde vernichten wolle, eindrucksvoll zu gestalten."

*

Kirche und Politik

Katholische Kirche, Sport und — Liberalismus. Am 20. und 23. Juli ergingen vom Minister des Innern und vom stellvertretenden Chef der Geheimen Staatspolizei Anordnungen über die Betätigung konfessioneller Jugendverbände, nach denen sie sich allgemein auf das kirchlich-religiöse Gebiet zu beschränken haben. Verboten ist das Tragen von Uniformen, Abzeichen, das gemeinsame Ausmarschieren, Wandern und Zelten, ferner das Mitführen von Bannern, Wimpeln und Fahnen, und schließlich jegliche Ausübung von und Anleitung zu Sport und Wehrsport aller Art. Damit ist eine scharfe Trennung zwischen Kirche und Sport durchgeführt. Nicht uninteressant ist es, was nun im Augustheft der verbreiteten katholischen Zeitschrift: „Stimmen der Zeit" der Jesuitenpater Philipp Küble zu dem Thema „Kirche und Sport" zu sagen weiß: „Die Verfechter dieser Auffassung" (nämlich der Trennung von religiöser und sportlicher Erziehung) „pflegen zu betonen, sie seien durchaus keine Feinde der Kirche, im Gegenteil, aber der Friede sei am besten gewahrt bei einer reinlichen Scheidung: Die Kirche möge sich um den Gottesdienst bemühen und den Sport den Sportorganisationen überlassen. Diese fein säuberliche ‚Scheidung' bildet ein Grunddogma des ‚neutralen Sports' und scheint den meisten so natürlich und selbstverständlich, daß ein Zweifel an seiner Richtigkeit einfach nicht erlaubt ist. So weit ist also die liberalistische Auffassungsweise unserem Volk bereits in Fleisch und Blut übergegangen! Man fällt einem armseligen Trugschluß zum Opfer. Aus der religiös-übernatürlichen Aufgabe der Kirche wird ohne weiteres gefolgert, daß sie sich um die sogenannten ‚weltlichen Dinge' nicht zu kümmern habe. Aber was sind denn für den Christen ‚weltliche Dinge'? — Der hl. Paulus sagt: ‚Ihr möget essen oder trinken oder sonst etwas tun, tut alles zur Ehre Gottes' (1. Kor. 10, 31). Der Apostel faßt also offenbar die Begriffe ‚weltlich' und ‚religiös' nicht ganz so, wie sie uns das säkularisierte Denken, eben der Liberalismus, beigebracht hat. Dieser große Apostel der Wahrheit ist offenbar nicht damit einverstanden, daß der Christ sein Leben fein säuberlich in zwei Teile scheide: hie die ‚weltliche', hie die ‚religiöse' Sphäre. Der Apostel Christi verlangt also offenbar, daß das ganze Leben des Christen, ohne jeden Abstrich und ohne jede Ausnahme, von der Religion her geordnet und beseelt sei ... Mit welchem Recht sollte also die Kirche eine vom Sport geforderte Autonomie anerkennen, indem sie ihn bedingungslos den Sportorganisationen überläßt? Womöglich mitsamt dem Sonntag, der doch als ‚Tag des Herrn' in besonderer Weise der Verantwortung der Kirche anvertraut ist? Dabei ist die Frage der Sonntagsheiligung gewiß nicht die einzige gemeinsame Frage, die hier zu regeln ist, es sei denn, man stellte sich auf den Standpunkt, die Art des Sportbetriebs in sich hätte, abgesehen von der Sonntagsheiligung, keinen Einfluß auf das Seelenleben des Menschen. Das werden aber weder die Lobredner des Sports noch seine Kritiker behaupten. So zeigt schon eine sehr summarische Betrachtung, daß die gepriesene ‚reinliche Scheidung' zwischen Kirche und Sport ausgeschlossen ist, sobald man den Grundirrtum des Liberalismus, die Säkularisierung des außerkirchlichen Raumes, durchschaut und innerlich überwunden hat. Der Sport ist, so gut wie alles andere auf dieser Welt, der Autorität und Sorge der Kirche unterworfen, soweit er die Aufgabe der Kirche, die Ehre Gottes und das Seelenheil der Menschen berührt. An diesem Grundsatz kann die Kirche nicht rütteln und nicht rütteln lassen, ohne ihrer Aufgabe untreu zu werden ..." (S. 294—296.) — Diese prinzipielle Erörterung über die Zuständigkeiten und leitenden Grundideen von Kirche und Staat wird wohl kaum widerspruchslos gelesen und gehört werden. Ueber die strittigen Punkte ein Urteil zu finden, ist hier nicht die Möglichkeit gegeben.

Was geht in Irland vor? Die Schreckensnachrichten aus Irland über brennende Kirchen, vertriebene Familien usw. lassen den Anschein aufkommen, als handle es sich in diesen Kämpfen ausschließlich um religiöse Probleme. Dies ist nicht der Fall. Die in Irland herrschenden rassischen und religiösen Gegensätze sind zwar von sehr scharfer Art und es herrscht dort Kampf zwischen Katholiken und Evangelischen seit vielen Jahrhunderten. Immer aber waren es starke politische Hintergründe, die das eigentliche Kampfbild bestimmten. De Valera, der seit der Schaffung des Irischen Freistaates (1921) immer wieder versuchte, die 26 katholischen und 6 protestantischen Grafschaften Irlands zusammenzuschließen, scheiterte stets an dem protestantischen Norden, der sich mehr zu England hingezogen fühlt. Der Orange Order ist die streitbare Gemeinschaft der Unionisten, also der Englandfreunde, und leitet seinen Namen von Wilhelm von Oranien her, der am 12. Juli 1690 die Schlacht am Boyne gewann, die große katholische Hoffnungen begrub. Zahl und Einfluß der Anhänger des Orange Order ist in den letzten Jahren stark im Wachsen begriffen, so sehr, daß in diesem Jahre die Katholiken Nordirlands ihrem Unmut durch tätliche Angriffe Luft machten. Die eigentlichen Nationalisten Irlands sind die katholischen Iren keltischen Blutes, die der unnatürlichen Grenzziehung zwischen Ulster und dem Freistaat Irland ein Ende bereiten wollen. Der Grund dieser Bestrebungen ist aber in den wirtschaftlichen Nachteilen zu suchen, die aus dieser Grenzziehung entstehen. Religiöse Gegensätze und rassische Unterschiede sind nicht der Kern der irischen Unruhen und der Bluttaten von Belfast. Richtig besehen geht es dort vielmehr um die Lösung der allirischen Frage, und bei diesen Lösungsversuchen sind die Frontenbildungen „Katholiken — Protestanten — Nationalisten" durchaus nicht immer so klar, wie sie aus den gegenwärtigen Kämpfen sich darstellen mögen. So bestehen, was nicht unwichtig ist, zwischen manchen nationalistischen Kreisen und dem katholischen Episkopat Irlands nicht unerhebliche Spannungen. (Vgl. auch Sp. 775.)

Abessinien kirchlich gesehen. Auf Abessinien sind heute die Augen der Welt gerichtet; daher hier einige Bemerkungen. Seit der Mitte des 4. Jahrhunderts ist Abessinien ein christliches Land. Damals erklärte der König Aizanas von Aksum das Christentum als Staatsreligion. Seither prägte sich dort in mancherlei Glaubensstreit eine besondere Form der christlichen Lehre heraus, die sich darauf gründet, Christus habe nur eine Natur gehabt, im Gegensatz zu dem sonst verbreiteten Dogma von der göttlichen und menschlichen Natur zugleich. Diese selbständige Nationalkirche hat bei ihrem christlichen Grundeinschlag jedoch ein eigentümliches Glaubensgemisch entwickelt, zu dem Christen, Juden und Mohammedaner aus dem Brauchtum ihres Volkes vielerlei beitrugen. So gehen etwa zur Osterzeit die Mohammedaner gelegentlich mit zur Taufe der Christen, und Christen rufen den Namen Allahs an, in der Meinung, er müsse mächtig sein, weil sich so Viele zu ihm bekennen. Der römisch-katholischen Kirche gelang es trotz mehrerer Versuche nicht, die abessinische Kirche für sich zu gewinnen. Auch evangelische Missionare, als erster Peter Heyling aus Lübeck, der seit 1634 das Neue Testament ins Amharische übersetzte, haben nicht recht Fuß fassen können. Wohl steht heute eine Reihe fremder Missionskräfte an der Arbeit in Abessinien, aber trotzdem hat sich diese Sonderkirche ihre Abgeschlossenheit von den Weltkirchen erhalten. Die Verbindung des nationalen mit dem christlichen Element hat dort eine einmalige Kirchenform geschaffen, die sehr lebenskräftig zu sein scheint. Man muß hervorheben, daß die christliche Bevölkerung Abessiniens recht tapferen Sinnes ist. Ihr ist es zu verdanken, daß die Mohammedaner im 8. Jahrhundert nicht alles, was an frühem Christentum vorhanden war, zerstörten, denn jene Christen schlugen sich so tapfer, daß ihr Mut sprichwörtlich geworden ist. (Epd. Nr. 30.) —oh—

Aus Zeitschriften

Ueber die Stellung der Wissenschaft im Leben. Der Wissenschaft der Vergangenheit wird vorgeworfen, daß sie lebensfremd, weltanschauungslos und unfruchtbar sei. Es wird eine volksverbundene und erzieherisch verwendbare Arbeit der Universitäten gefordert. Dietrich Seckel prüft in der „Deutschen Rundschau" (Juli 1935) unter dem Titel „Alte und neue Geisteswissenschaft" die Frage und verlangt gegenüber der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts als die einzig richtige und ehrenvolle Haltung die des Dankes und der Verpflichtung. „Welchen bedeutenden Gelehrtennamen von Jacob Grimm und Dahlmann über Scherer und Droysen bis Roethe und Eduard Meyer oder Hans Delbrück man auch erwähnen mag: überall findet man diese lebensnahe und nationale Haltung, verbunden mit einer menschlichen Weite, Kultur und Vornehmheit, die uns als hohes Beispiel zu allen Zeiten voranleuchten mag." — Wohl sei bei aller Forschung eine Wertung im Spiel, aber indem sie Wissenschaft werde, habe sie ihren eigenen Sinn in der Idee der Wahrheit. Deshalb darf es „nicht heißen: Geschichte muß Wertung sein, sondern: Geschichte muß wahrheitsuchende Forschung sein, die sich ihrer weltanschaulichen Voraussetzungen zwar bewußt ist, jedoch über sie hinauszugelangen strebt". „Ein Verlangen nach der Verkoppelung von Wissenschaft und Politik verriete, abgesehen von seinem psychologischen Widersinn, ein Denken, welches dem heute wieder zu Ehren gebrachten lebensnahen und sachgesetzlichen organischen Denken, das jedes Lebens- und Kulturgebiet nach seiner angestammten Eigenart behandelt, gradeswegs zuwiderliefe." Freiheit der Wissenschaft bedeute, „daß die echten und wesentlichen Probleme, die jede Zeit der Geistes- und Geschichtswissenschaft ungesucht aufdrängt, gelöst oder wenigstens angegriffen werden dürfen, ohne daß man eine Wissenschaft nötigt, irgendwelchen ihrem Wesen innerlich ungemäßen Geboten zu folgen, die ihr diese Arbeit gerade erschweren würden". Die Wissenschaft spiegele ganz ohne ihr Zutun den Geist ihrer Zeit wider und nehme an seiner Ausgestaltung automatisch teil — und zwar in um so höherem Grade, je weniger das von ihr ausdrücklich verlangt werde und je freier sie sich regen könne. Auch auf den Universitäten sei die Einheit von Forschung und Lehre notwendig; denn nur der akademische Lehrer, der selber als Forscher arbeite und im Wagnis des Erkennens stehe, könne dem Studenten einen lebendigen Begriff davon geben, was eigentlich Wissenschaft heiße, und nur der so gebildete Schullehrer vermöge auf dem Felde des geistigen Lebens, der Bildung im höchsten Sinne, anregend und fruchtbar auf Andere, auf jüngere Generationen zu wirken. Vor Schädigungen ihres eigengesetzlichen Baues müssen wir unsere Wissenschaft namentlich deshalb bewahren, „weil diese Wissenschaft einer der allergrößten und zu allen Zeiten wertbeständigen Posten in unserer Weltgeltung war, ist und auf jeden Fall bleiben muß". Versicherungen gerade in letzter Zeit von maßgebenden Stellen (Rust, Otto Dietrich) lassen erwarten, „daß die Freiheit der Wissenschaft — im Sinne einer eigengesetzlichen, von höchster Verantwortung für den deutschen Geist getragenen Forschungstätigkeit — unter allen Umständen verbürgt sei".

—h—

Bücher und Schriften

Das Phänomen des Glaubens. Von Hans Reiner. Halle a. d. S., Niemeyer 1934. 256 S. Geb. 9.80 M.

Reiner knüpft an die Existenzphilosophie Heideggers an, geht aber insofern über deren Fragestellung hinaus, als er den religiösen Glauben nicht als einen bloß sekundären Modus des Daseins auffaßt, sondern auf religiöse Gläubigkeit und ihre Analyse von vornherein abzielt. Dies geht aus dem Aufbau des Buches hervor: 1. Das allgemeine (nichtreligiöse) Phänomen des Glaubens in seiner Darstellung als Einzelphänomen. 2. Die Grundverfassung und Grundproblematik des menschlichen Daseins als philosophischer Ort des religiösen Glaubens. 3. Der religiöse Glaube innerhalb der Grundverfassung und Grundproblematik des menschlichen Daseins. Im Aufweis des allgemein daseinsmäßigen Grundcharakters des Glaubens als eines Vertrauens und atheoretischen Gewißseins weiß sich Reiner als Fortsetzer der Linie Schleiermacher, Otto und Scheler. Man könnte hier auch auf Hamann oder Herder noch hinweisen. Diese Herausarbeitung des alltäglich-existentiellen Gläubigseins ist in einer geistigen Situation wie der unsrigen von besonderer Bedeutung, weil heute der religiöse, historisch begründete und offenbarungsgläubig-dogmatische Inhalt des christlichen Glaubens in Frage gestellt wird. Der Aufbau der Schrift bezeichnet zugleich den Ort innerhalb der Theologie. Es geht um den Glauben aus Erfahrung, nicht um den Glauben als Verheißung. Offenbarung kann nicht nur geschichtlich, sie muß immer auch natürlich sein. Die natürliche Offenbarung ist heute der entscheidende Ansatzpunkt alles Gläubigseins. Besonders hervorzuheben sind im ersten Teil die Darlegungen über das „scheinbar einseitige Vertrauen und die Rolle der Gemeinschaft in ihm; das Vertrauen zum Führer". Interessant ist der Uebergang der existentiellen Gläubigkeit zur religiösen. Er geschieht an dem Punkte des menschlichen Daseins, an dem der Mensch des Heiles bedarf: „Dieser religiöse Glaube ist offenbar eine existentielle Zuversicht des Daseins, die auch in der Bedrohung durch die Angst und die Verzweiflung, in der das Dasein an seine Grenzen gerät, noch standhält." (S. 132.) „Religion ist ein dem Dasein gegebener (oder von ihm ‚besorgter') Rückhalt für sein In-der-Welt-sein-können." (S. 147.)

Wenn die Theologie Karl Barths zur Entweltlichung neigt, so wird hier entschlossen der Weg der Verweltlichung der Theologie und zugleich des Religiösen beschritten. Das Religiöse wird von der Alltäglichkeit des Daseins her gesehen und als letzter endlicher Rückhalt des endlichen Daseins begriffen. Es geht hier nicht um Gott oder Gottesverehrung, sondern es kommt nur darauf an, daß der sich im Dasein orientierende Mensch seinen Rückhalt habe, der schließlich in ihm selbst, seiner eigenen Haltung und Entschlossenheit liegen muß. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Identifizierung von „Geworfenheit" und „Gnade". (S. 163.) An diesem Punkte muß die religiöse Kritik ansetzen. Es bleibt in dem Buche ein Bruch zwischen dem ontologisch existentialphilosophischen und dem religiösen Problem; vielleicht ist Reiner zu stark von Heidegger abhängig, als daß er dem religiösen Problem philosophisch ganz gerecht werden könnte. Gewiß sind Stufen innerhalb des religiösen Glaubens angedeutet, auf deren oberster es gerechtfertigt sein könnte, von Gnade zu sprechen. Aber solange die zentralen christlichen Heilstatsachen, also die Grundlagen des christlichen Offenbarungsglaubens, bewußt außer acht gelassen werden, kann Gnade im christlichen Sinne nicht mit Geworfenheit im Heideggerschen Sinn gleichgesetzt werden. Im übrigen ist der Grundgedanke der Schrift klar. Sie will erweisen: „daß der so als Erfahrung verstandene Glaube sich nicht notwendig als Gottesglaube entwerfen und verstehen muß." (S. 238.) Es kommt allein darauf an: „dem Menschen ein Dasein in Wahrheit zu ermöglichen

id zu sichern." (S. 239.) Mit dieser These, die mit großer örlichkeit und in interessanten und vielfach überzeugenden nalysen von allen Seiten beleuchtet wird, bereitet Reiner :n Boden für eine fruchtbare Diskussion des religiösen Pro- ems überhaupt und des völkisch-religiösen im besonderen. as Buch bedeutet eine fortschreitende Verdiesseitigung des ligiösen Problems; dies müßte noch entschiedener hervor- hoben werden. Die „Möglichkeit einer neuen Religion, einer euen Auslegung des Glaubens, die den Einwänden der Kritik icht so preisgegeben ist wie die christliche" (S. 244) wird be- nt und die Glaubenskraft der völkischen Bewegung aner- annt. Und dies ist der entscheidende Anlaß der Schrift Reiners. Käte Nadler

Römisches Reich deutscher Nation. Von Ricarda Huch. Berlin, Atlantis-Verlag 1934. 400 S. 8.60 M.

Zu diesem Werk, dem ersten Band einer deutschen Ge- chichte, haben sich Forscher, Dichter und Frau vereinigt: ein nübersehbar reicher Stoff ist nicht nur durchforscht, sondern eherrscht, geordnet und mit seherischer Tiefenschau im Wesent- ichen der Entwicklung erfaßt. Die Dichterin formt das Er- annte zu gewaltigen Visionen, wobei die Allgemeinheit der deen sich in charakteristischen Bildern und Einzelzügen kri- stallisiert. Die Frau endlich fügt dem die zarte Einfühlung n das Seelische hinzu. So entrollt sich das bunte Bild des Mittelalters mit seinem Glauben an den dreieinigen Gott und Papst und Kaiser als seine Stellvertreter auf Erden. Es ent- rollt sich das Bild der ungeheuren Spannungen und Erschütte- rungen, die der Kampf der Beiden in und unter die Menschen rägt. Es entrollt sich das Bild der Entwicklung der Reichs- verfassung, die als ein zugleich großartig einfacher und laby- rinthischer Bau den Vorzug einer alles durchdringenden Be- eeltheit hat, bis diese Verfassung einer Art Anarchie ent- gegengeht und eine bedeutende Persönlichkeit wie Kaiser Siegmund vergeblich versucht, die Kräfte des Reichs zusam- menzufassen.

Das Werk gliedert sich in das Lebenswerk der Dichterin ein, das unser Volk aus den Kräften des Christentums und seiner Eigenart zu erneuern strebt und es deshalb zum Be- wußtsein seiner Geschichte ruft. Richard Buchwald hat dies in Nr. 13 des vorigen Jahres ausgeführt. Eine Probe (s. Sp. 759) möge Art und Stil der Behandlung veranschaulichen. Sie handelt von einer Frage, die heute Viele beschäftigt: von dem Einzug des Christentums in die deutsche Seele.

Gerhard Heine

Wege und Begegnungen. Von Nikolaus Bolt. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1935. 397 S. 6.50 M.

Dem Schrifttum Bolts begegnete man, wo einen der Weg hinführte. Besonders seinen zwei Büchern „Svizzero" und „Allzeit bereit". In Dänemark, Schweden, Norwegen, Finn- land und Island, wo man mit Jugend aus aller Welt in großen Lagern zusammenkam, waren Bolts Bücher zu finden. Es ist etwas Reines und Absichtsloses in ihnen, das junge Menschen irgendwo im Tiefsten anspricht und nicht mehr losläßt.

In den reichen Erinnerungen erfährt der Leser von den Be- gegnungen, welche das Leben Bolts reich und groß machten, von Menschen aller Art, denen er dienen konnte. Die Mutter hat ihn im Tiefsten beeindruckt. Die jungvollendete Schwester Anna wurde ihm früh zur Führerin. Als Schüler und Student ist er in fast alle vornehmen Häuser Basels gekommen; hier wurde er von dem Geist des alten christlichen Basel ergriffen. In Basel lernte der Werdende viele Führerpersönlichkeiten kennen, er sah eine Fülle von Kraft und großen Leistungen, die sein Leben bildeten und formten. Aus dem von den Freunden ersehnten kleinen idyllischen Pfarramt in der Schweiz wurde nichts. Ihn führte der Weg nach St. Paul im Staate Minnesota. Da galt es eine deutsche Gemeinde auf- zubauen und zu pflegen. Der Dienst wurde bald unterbrochen. Dwight L. Moody rief den 29jährigen anläßlich der Weltaus- stellung nach Chikago, um hier die großangelegte Evangeli- sation unter den deutschen Besuchern zu organisieren und zu leiten. So wurde Chikago Bolts Arbeitsfeld. Neben der Gemeindepflege wurden da die Grundlagen für allerlei Ar- beiten gelegt, die für Bolts Leben von Bedeutung blieben. Gefangenenfürsorge, Kampf gegen die amerikanischen Ani- mierbars, Kellnerfürsorge, Hilfe in den Elendsvierteln, Evan- gelisation des Proletariats. Ueberall diente er hingebungsvoll. Die Begegnung mit der kürzlich heimgegangenen Jane Ad- dams, mit William D. Parkhurst, Anthony Comstock, be- reicherten sein Werk, das die Kräfte bald aufrieb. Der Ame- rikaaufenthalt mußte des ungesunden Klimas wegen aufge- geben werden. In Lugano wirkte Bolt dann bis zum 60. Lebensjahre. Es ist unmöglich, im Rahmen einer Be- sprechung von all den verirrten und suchenden Menschen zu reden, denen der einfühlsame, gütige Theologe und hilfsbereite Menschenfreund begegnete, und all die Schriftsteller, Fürst- lichkeiten, Theologen aus allen Lagern, Ingenieure, Diplo- maten, Sozialreformer, Pfadfinder, Mediziner, Arbeiter, Bo- taniker zu erwähnen, die seinen Lebensweg in gegenseitigem Dienst immer reicher machten. Lugaggia ist die letzte Station. Hier lebt Bolt seinen Studien, von denen hoffentlich noch manche erscheinen werden. Aber auch in der Stille gilt seine seelsorgerliche Fürsorge den Patienten der Militärheilstätte, denen er die oft langen, schmerzvollen Leidenszeiten verschönt.

Paul Hütt

Vom Dichterpfarrer Adolf Schmitthenner und von der Beethoven-Kapelle in Leipzig. Von Ernst Pauli. Lahr, Richard Keutel 1935.

Der erste Teil der Schrift errichtet dem religiösen Künstler- tum Adolf Schmitthenners ein schlichtes Denkmal. Gerne sähe man diese Skizze noch etwas weiter ausgesponnen. Der zweite wirbt in Erinnerung an Klinger, dessen Stellung zu Religion und Christentum beleuchtet wird, für ein „Nationalheiligtum großer Gedankenkunst, zu dem die deutschen Menschen wall- fahren, um auf sich wirken zu lassen, was gottbegnadete Künst- ler in ihrer Sprache zum Thema ‚Christentum' zu sagen haben". Pauli denkt es sich in Leipzig in Verbindung mit dem Museum der bildenden Künste. Otto Michaelis

„Eckart-Kreis"-Bücherei. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz. Bd. 12: Preußischer Choral. Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. 188 S. 1.60 M. — Bd. 13: Wir gehn dahin. Ein Trostbuch, herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. 66 S. 1 M. — Bd. 14: Der Augenblick. Erzählungen von Otto Gmelin, Agnes Miegel, Friede H. Kraze, Axel Lübbe, Bruno Nelissen-Haken, Otto Brües. 79 S. 1 M. — Bd. 15: Welt im Haus. Deutsche Ehe- und Elternbriefe, herausgegeben von Anne und Her- mann Haß. 189 S. 2 M. — Bd. 16: Die hellste Nacht. Drei Novellen von Klara Hofer. 86 S. 1.60 M. — Bd. 17: Ein Weihnachtslied. Gedichte von Rudolf Alexan- der Schröder. 36 S. 1 M.

Bände sind es eigentlich nicht; es sind nur Bändchen; die teureren freilich in guten, festen Einbänden. Sie gehen leicht in die Rocktasche. Nummer 17 habe ich fünfmal zu Weih- nachten geschenkt bekommen; von früheren Nummern habe ich selber Dutzende verschenkt. Wechselgeld der Liebe! Man schenkt sich sonst einmal eine Tafel Schokolade oder ein Glas Wein. Auch die Seele braucht solche kleine Erquickungen aus Freundeshand. Ich glaube, daß diese Bücher viel ver- schenkt werden. Der Name des Freundes darin, das Datum, die Erinnerung an eine freundliche Begegnung oder an einen festlichen Tag; man stellt das Buch unter die schönen Bücher seines Bücherschrankes wie früher die geschenkten Nippsachen auf das Spiegeltischchen, oder man schenkt sie ungelesen wei- ter, wenn man festgestellt hat, daß keine Widmung darin steht. Man sollte aber an gewisse Rübezahl-Märchen denken. Die billige Wechselmünze der Liebe wird eine Goldmünze seelischer und geistiger Bereicherung, sobald man sich zu ihr niederbeugt und sie aufliest. Da werden die Bändchen wirk- lich zu Bänden.

Es sind in letzter Zeit dicke Bücher erschienen, die den Nach- weis zu führen versuchen, daß die deutsche Seele und der preußische Soldatengeist ihren kräftigsten Trunk aus den Quellen des Christentums geschöpft haben. Keines von ihnen hat mich so endgültig überzeugt wie Ihlenfelds „Preußischer Choral". Da ist ein Stein gesetzt, über den die Fluten einer unchristlichen Glaubensbewegung kaum hinüberkommen wer- den. Wegschwemmen wird er sich nicht lassen, denn er ist aus echten, geschichtlichen Dokumenten zusammengefügt.

Dies ist überhaupt das Kennzeichnende an den Büchern des Eckart-Kreises, das Dokumentarische, das selbst in die Novellen- und Gedichtsammlungen hineinwirkt. Die „Deut- schen Ehe- und Elternbriefe" — wer wüßte nicht, wie sehr wir heute solcher Dokumente bedürfen!

Von jedem dieser Bücher möchte ich sagen, daß es für einen bestimmten Augenblick des Lebens das richtige Buch ist. Und es mag kein Zufall sein, daß eines von ihnen den Titel führt „Der Augenblick", und daß mir gerade dieses Buch, wenn ich es verschenkte, den wärmsten Dank einge-

bracht hat. Die entscheidende Macht des Augenblicks wird von Erzählung zu Erzählung deutlicher. Der Verlag mag daran festhalten, Bücher für bestimmte Augenblicke, Begegnungen, Schicksale herauszugeben. Das steht im Einklang mit der Art, in der Gott auf unser Leben wirkt. Die Bücher von der „Hellsten Nacht" und vom „Weihnachtslied" sind auch von dieser Art. Joseph Wittig

Hedy und die Andern. Weitere Erlebnisse mit Gotte Grety. Ein Buch für die Jugend und ihre Freunde von Ida Frohnmeyer. Basel, Heinr. Meyer. 235 S. 4.80 M.

Es gibt heute kaum etwas Schwierigeres, nichts Nötigeres und nichts Dankenswerteres als ein Buch für die heranwachsende Jugend, das ihrer Selbständigkeit, ihrer Unsentimentalität und ihrem Erlebnishunger Rechnung trägt, und doch von einer Ethik durchdrungen ist, zu der die Jugend emporschauen und von der sie sich führen lassen wird. Dies ist Ida Frohnmeyer gelungen. Das Buch taucht uns ganz in den Zauber der Jugend, in ihre frische Unbekümmertheit, ihren Unternehmungsgeist, ihr frohes Sichaustobenwollen. Aber als ein feiner Unterstrom geht durch die abwechslungsreiche Erzählung die Ethik, auf die die Gotte Grety ihr Leben gründet. In dieser hat Ida Frohnmeyer schon vor einigen Jahren eine Gestalt geschaffen, die, der Jugend nahestehend, ihren Patenkindern mit zärtlicher Liebe hingegeben, diese ihnen selbst unbewußt zu sittlicher Lebensauffassung zu leiten versteht. Sie wird ihnen ein Wegweiser durch die Gefahren, denen auch ihr Weg ausgesetzt ist. Verrate ich dann noch, daß diese Anhängerschaft von Gotte Grety nach Paris, Irland und den Vereinigten Staaten verschlagen wird, und daß diese fernen Stätten mit großer Lebendigkeit gezeichnet sind, so greife ich schon dem Erleben des Buches vor, und das widersteht mir; denn ich würde etwas von ihm abstreifen, was selbst zu genießen ich unserer Jugend von Herzen gönne.

Emma Müllenhoff

Auf, bleibet treu! Choräle und geistliche Volkslieder zum Singen und Spielen in Schule und Haus. Der deutschen evangelischen Jugend dargebracht von Adolf Strube. Leipzig, Merseburger. 78 S. 0.80 und 1.20 M.

Eine Sammlung dieser Art hat uns lange gefehlt. Der erfahrene Praktiker bietet hier in einer für unsere Tage geeigneten Auswahl und Anordnung wertvolles evangelisches Liedgut (ein- bis dreistimmig) mit leicht ausführbaren, musikalisch guten Sätzen, so daß die Pflege des Chorals in der Schule, zur Schulandacht und auch im kirchlichen Kinderchor wesentlich erleichtert und gefördert wird. Der Preis ist niedrig.

Elisabeth Noack

Chronik

Staatliche Vorgänge

Die bisher im Innenministerium und im Volksbildungsministerium bearbeiteten kirchlichen Angelegenheiten sind dem Reichsminister Kerrl übertragen worden. FZ 365/6

Ministerpräsident Göring hat in einem Erlaß an die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten, die Entfesselung eines Kulturkampfes ablehnend, scharf die ablehnende Haltung verurteilt, die gewisse Kreise des katholischen Klerus gegen den Nationalsozialismus und seine Einrichtungen einnehmen, und eine positive Einstellung zum Nationalsozialismus gefordert. FZ 363/4

Der Reichsminister für Wissenschaft sagt in einer Verfügung über den Sinn des Beamteneides: „Einer Eidesverweigerung kommt es gleich, wenn ein Beamter den Eid nur mit Vorbehalten leistet... Ein Beamter, der ... den Eid nur mit Vorbehalt oder Einschränkung zu leisten bereit ist, wird daher als aufrechter Mann selbst die Folgerung zu ziehen haben, daß er sein Amt zur Verfügung stellt." FZ 3. 8.

Zu Beisitzern der Beschlußstelle in Rechtsangelegenheiten der evangelischen Kirche hat Minister Kerrl die Rechtsprofessoren Weber in Berlin und Dahm in Kiel berufen, sowie die Sachbearbeiter für kirchliche Verfassungsfragen in der von ihm geleiteten Kirchenabteilung, Ministerialrat Stahn und Konsistorialassessor Ruppel in Berlin.

Gauleiter Oberpräsident Kube in einem Aufsatz „Staatsfeinde" (im „Polit. Pressedienst"): „Staatsfeinde sind neben der Reaktion jene kirchlich getarnten Kreise, die immer wieder Unfrieden im Volk säen... Daß der Jude als Staatsfeind ... zu betrachten ist, bedarf keiner besonderen Hervorhebung... Daß der Jude in der Bekenntnisfront seine theologisch getarnte Leibgarde besitzt, ist unbestreitbar." FZ 4. 8.

Der Präsident der Reichspressekammer verbietet der kirchlich-konfessionellen Presse die Stellungnahme zu politischen Fragen, auch in Wochenübersichten, ebenso die Veröffentlichung von (nichtkirchlichen) Ortsnachrichten. Ebenso untersagt er, Anzeigen deshalb abzulehnen, weil der Anzeigende einer anderen Konfession angehöre, und die Aufforderung, nur bei Glaubensgenossen zu kaufen. ED 29

Dr. Ley in der Reichsführerschule in Bernau: „Wir wissen, daß wir auch heute noch Gegner haben, die absolut unseren Kurs nicht mitmachen wollen. Wir wissen es genau, aber wir wissen auch, daß wir mit diesen Gegnern fertig werden. Die kleine Gruppe jener Beharrlichen, die vom Beharrungsgesetz diktiert werden, steht abseits; sie zahlen ihre Steuern, sind artig und warten auf das Paradies. Wenn sie das Paradies nicht in dieser Welt finden, erhoffen sie es in einer andern Welt. Sie nennen uns Heiden und Ketzer; aber ein einziger Kampf in den vergangenen Jahren hat uns mehr Religion gegeben als alle Theologie und alle Pfarrer zusammen." FZ 361/2

Der Reichsbund katholischer Frontkämpfer wurde aufgelöst. FZ 372/3

Die Geheime Staatspolizei hat den konfessionellen Jugendverbänden jede Betätigung, die nicht rein religiöser Art ist, insbesondere eine solche politischer oder sportlicher Art, untersagt. FZ 378/9

Das badische Innenministerium hat die katholische „Deutsche Jugendkraft" aufgelöst und verboten unter gleichzeitiger Beschlagnahme des Vermögens, und allen nichtnationalsozialistischen Jugendorganisationen und denen, die sich mit der Betreuung der Jugendlichen befassen, jede Betätigung unter freiem Himmel sowie Turnen und Sport verboten. FZ 372/3

Der Regierungspräsident von Osnabrück veröffentlicht eine Erklärung, daß er gegen die Geistlichen beider Konfessionen, die den Anordnungen zur Beflaggung der Kirchen an Feiern und Gedenktagen des Staates zuwiderhandeln, die Machtmittel des Staates in Anwendung bringen werde. FZ 370/1

Der Duisburger Bürgermeister hat die unterstellten Beamten, Angestellten und Arbeiter angewiesen, daß sie sofort ihre Mitgliedschaft in konfessionellen Beamten- und Fachvereinen aufgeben und ihre Kinder veranlassen, aus konfessionellen Jugendorganisationen auszutreten. FZ 370/1

Der badische Reichsstatthalter Wagner sagte in einer Besprechung mit dem badischen Ministerium über den Erlaß des preußischen Ministerpräsidenten gegen den politischen Katholizismus, die gleiche Behandlung wie die Kreise des politischen Katholizismus verdienten die staatsfeindlichen Gruppen der radikalen Bekenntnisfront. FZ 367/8

Das Schöffengericht Sondershausen verurteilte elf Personen wegen beschimpfenden Unfugs in einer Kirche, da sie während des Gottesdienstes in der Kirche Schnaps getrunken hatten. JK 14

Gauleiter Streicher warnte in einem Schulungskurs in Bernau vor Unbesonnenheiten gegenüber den Juden. In Nürnberg seien die Juden von den Deutschen scharf getrennt: eigenes Bad, eigenes Café, eigene Schule. FZ 372/3

Der Oberbürgermeister von Quedlinburg teilt mit, daß Juden der Eintritt zu Dom, Schloß und Museum verboten sei, da der Jude kein Verständnis für deutsche Kulturgüter habe. FZ 30. 7. (Die Wandgemälde im dortigen Rathaus stammen großenteils von Otto Marcus.)

Nachdem in Landau das Standesamt die Eheschließung zwischen einem Juden und einer Arierin abgelehnt hatte, hatte das Amtsgericht entschieden, daß bei Fehlen der gesetzlichen Grundlagen die Ablehnung unmöglich wäre. Darauf hat der Gauleiter angeordnet, daß kein Standesbeamter in der Pfalz bei Strafe sofortiger Entlassung eine Ehe zwischen einem Deutschen und einer Jüdin oder umgekehrt vollziehen dürfe. FZ 374/5

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichsbund der evangelischen deutschen Pfarrervereine richtete unter dem 10. Juli ein Schreiben an Ministerpräsident Göring aus Anlaß seiner Rede auf dem Hesselberg in Franken und wies dabei auf die Arbeit zunächst der bayerischen Pfarrer für das Vaterland und gegen den Marxismus hin. 127 Geistliche seien in die Reihen der Freikorps eingetreten, davon allein 87 beim Freikorps Epp. Dtsch Pfarrerbl 28

Der Lutherische Tag in Hannover vom 2. bis 4. Juli faßte Entschließungen über Lehre, Gestaltung und Ordnung der Kirche. Der Vorläufigen Leitung der DEK wurde Dank für das von ihr Geleistete und Erstrebte und zugleich die Bitte unterbreitet, einen festen Arbeitsplan auf lange Sicht mit klarer Zielsetzung aufzustellen zum Zweck eines geordneten, planmäßigen, alle Zersplitterungen der Kräfte vermeidenden Vorgehens. Das Regiment der Kirche könne nur geübt werden in Bindung an ihr Bekenntnis. Als „für das öffentliche Lehren und Handeln der lutherischen Kirche verbindliches Zeugnis" wurden Augustana von 1530 (also die unveränderte), Luthers Katechismen und die Schmalkaldischen Artikel genannt (also nicht die Konkordienformel). Die Teilnehmer aus der Altpreußischen Union erklärten, daß sie die Fortdauer der Union weder für erwünscht noch für tragbar halten. Die lutherischen Gemeinden und Synoden innerhalb der Union müßten als solche im Landesbruderrat der Altpreußischen Landeskirche vertreten sein, andernfalls an Oberkirchenrat Breit als zuständige Kirchenregierung sich gewiesen wissen AELKZ 30 JK 14 RfKZ 30

Bischof Meiser hat am 2. Juli einen Brief mit ernstlichen Vorstellungen an Ministerpräsident Göring gerichtet und davon sämtliche Kirchenvorsteher der fränkischen Gemeinden benachrichtigt; es sollte davon in einer Sitzung des Kirchenvorstandes Kenntnis gegeben werden, damit die Beunruhigung in den Gemeinden nicht weiter steige. Die „Essener Nationalzeitung" schreibt dazu, daß das Auge des Staates ebenso aufmerksam wie auf den politischen Katholizismus auf die staatsfeindlichen Strömungen in Teilen der Bekenntnisfront gerichtet sein müsse. Der Staat sei nicht länger gewillt, nachsichtig über die Kämpfe in der evangelischen Kirche hinwegzusehen, aus denen ständig Unruhequellen für die Ordnung im staatlichen Leben entstehen; man würde mit Maßnahmen zur Beseitigung des Konflikts zu rechnen haben. FZ 367/8

Der Bekennenden Kirche haben sich in Preußen 190 Hilfsprediger und 539 Vikare angeschlossen; in Westfalen 83 und 145, Rheinland 37 und 108, Brandenburg 33 und 128, Schlesien 12 und 68, Pommern 10 und 39, Sachsen 5 und 44.

Zwischen Hannover, Württemberg und Bayern wird ab 1. Oktober ein Kandidatenaustausch durchgeführt werden. ED 29

Pastor Dannenbaum, Berlin, hat in dem Blatt „Die Stadtmission" (Berlin) einen Aufsatz geschrieben, in dem er die Stellung der Juden in Gottes Heilsplan behandelt und mit schließlicher Bekehrung der Juden rechnet. Der „Völk. Beobachter" vom 6. August greift ihn deshalb scharf an.

In der Kaiser-Wilhelm- und Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche fanden zwei Kundgebungen der Arbeitsgemeinschaft junger Theologen an der Universität Berlin unter deutschchristlicher Führung zum Protest gegen die Kampfmethoden der DG statt. JK 14

Professor Weinel hat zwar freundliche Beziehungen zu den Thüringer Deutschen Christen, ist aber (wie er ZThK, S. 137 mitteilt) nie Mitglied einer Gruppe der DC gewesen.

Landeskirchen

Die Finanzabteilung beim Altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrat ordnete an, daß bis auf weiteres keine neuen Kirchengemeindebeamtenstellen errichtet werden dürfen, erledigte nur mit Genehmigung der zuständigen Finanzabteilung wieder besetzt werden dürfen. FZ 28. 7.

In Schleswig-Holstein ist die Vorbildungszeit der Kandidaten wegen Pfarrermangels auf ein Jahr herabgesetzt worden. ED 29

In Württemberg ist die Aufsicht über den Religionsunterricht der unständigen Geistlichen und christlichen Religionslehrer an den Volksschulen im Stadtdekanat Stuttgart dem Direktor des evangelischen Pfarrerseminars Stuttgart übertragen worden. ED 29

Der Bruderrat der lutherischen Bekenntnisgemeinschaft in Thüringen an der Spitze von 80 Pfarrern hat dem Landeskirchenrat in geistlichen Dingen Vertrauen und Gefolgschaft versagt, weil dieser sich hinter die schrift- und bekenntniswidrige Lehre von Leffler und Leutheuser gestellt, ihm (dem Bruderrat) auf seine Eingaben nicht geantwortet und einigen Hilfspredigern die Anstellung verweigert habe. PrBl 14

Der Bischof von Hamburg hat erklärt, daß das evangelische Frauenwerk der Hamburger Kirche selbständig bleibt, also nicht dem Reichsbischof unterworfen ist. RfKZ 30

Katholische Kirche

Der Papst sprach bei einem Empfang von 400 Besuchern des Internationalen Hospitalkongresses gegen die Sterilisierung und die deutsche Heidenbewegung. JK 14

Alfred Rosenbergs Schrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit", die jetzt in mehr als 500 000 Exemplaren verbreitet ist, wurde auf den Index gesetzt.

Einen Tag nach der Rede von Rosenberg in Münster fand dort eine katholische Prozession mit 70 000 Teilnehmern statt. Die diesjährige oberschlesische Wallfahrt nach dem St.-Anna-Berg zählte 73 000 Teilnehmer, die dem anwesenden Kardinal Bertram eine „ungewöhnlich herzliche Huldigung" darbrachten.

Die Münchener „Katholische Kirchenzeitung" vom 21. 7. wurde beschlagnahmt, der „Kirchenbote in Stadt und Bistum Osnabrück" auf sechs Wochen verboten, „Unser Kirchenblatt, katholische Wochenschrift für Pfarrgemeinden des Bistums Münster" wegen eines Artikels über die große Prozession und das Bischofswort in Münster, der Angriffe auf Rosenberg enthielt, beschlagnahmt, die beiden letzten Ausgaben des „Pirmasenser Pfarramtsblattes" und eine Ausgabe des „Christlichen Pilgers" (Speyer) beschlagnahmt. FZ 357/8, 365/6, 374/5

Ein Kuratus in Dietgens (Kr. Fulda) wurde wegen Kanzelmißbrauchs zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Den Vikaren Abel in Breitenworbis (Eichsfeld) und Most in Westhausen, dem Dechanten Liedmann, dem Kaplan Meininghaus in Neuß, sowie zwei katholischen Pfarrern in Laer und Recklinghausen wurde die Berechtigung zur Erteilung von Religionsunterricht entzogen. FZ 365/6, 376/7, 383/4

Stiftspropst Heisig in Lauban wurde wegen Devisenverbrechens zu 3½ Jahren Zuchthaus und Geldstrafe verurteilt.

Die Staatspolizeistelle in Münster teilt mit, daß Flugblätter mit einem Spottlied gegen den Bischof von Münster und einem Hetzlied gegen Devisenverbrecher von der Kolping-Familie in Werne (Westf.) hergestellt und verbreitet wurden, während die Katholiken Mitglieder der SA und anderer NS-Formationen für die Urheber hielten (und halten sollten). Acht Täter konnten festgenommen werden, während einer nach Holland floh. Verwandte Vorgänge werden aus Borken i. W. und Bocholt gemeldet. FZ 4. 8.

Altkatholische Kirche

Die altkatholische Kirche in Holland hat bei 10 182 Mitgliedern drei Bischöfe, die die successio apostolica besitzen; da die Bischofsweihe jedesmal durch drei Bischöfe zu vollziehen ist, nehmen die anderen altkatholischen Kirchen die Hilfe der holländischen Bischöfe in Anspruch. RfKZ 30

Die Synodalvertretung der Deutschen Altkatholischen Kirche hat die Errichtung eines Presseamtes beschlossen. ED 29

Andere religiöse Vereinigungen

Hauer erklärte vor Studenten in Kiel: „Deutscher Glaube ist nur eine Tiefendeutung des Nationalsozialismus." Die theologischen Fakultäten müßten verschwinden, denn die theologisierten Fakultäten widersprächen dem Prinzip der Wissenschaftlichkeit; staatlich beaufsichtigte Seminarien sollten dem Theologiestudium dienen. Christlicher und deutscher Wesensgehalt vertrügen sich nicht miteinander. FZ 359/6

Die neue Ausgabe von Corvins Pfaffenspiegel, der 1¼ Million Exemplare abgesetzt hat, wird im „Börsen-

blatt des deutschen Buchhandels" als „ein Gebot der Stunde im Kampfe um die nordische Weltanschauung des Nationalsozialismus" angepriesen. PrBl 30

Europäisches Ausland

Der Danziger evangelische Bischof Beermann teilt mit, daß in der dortigen NS-Frauenschaft eine Abteilung für positives Christentum (gegenüber der kirchlichen Frauenhilfe) eingerichtet sei.

Der Große Rat des Kantons Bern hat die 1874 im Zusammenhang mit der altkatholischen Bewegung aufgehobenen katholischen Pfarreien, 34 von 74, wiederhergestellt. ED 30

In den holländischen Gereformeerden Kerken wurde ein „Reformierter Freundeskreis" gebildet, um die „Verweltlichung" in den reformierten Kirchen zu bekämpfen. epn 112

Die Erzbischöfe von Canterbury und Upsala haben gemeinsam an den Generalsekretär des Völkerbundes einen Appell gesandt, in dem sie sich für eine friedliche Lösung des italienisch-abessinischen Streits einsetzen. FZ 376/7

Der schottische Provost William Murray wurde von der Presbyterianerkirche seiner Aemter entsetzt und der kirchlichen Rechte für verlustig erklärt, weil er zu Weihnachten in seinem Hause eine Tanzgesellschaft für Jugendliche veranstaltet hatte. Er will sich nicht fügen und in der Stadtbibliothek in Dornoch auf eigene Faust Gottesdienste veranstalten. FZ 385/6

In England ist unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury ein christlicher Filmrat gebildet worden. ED 30

In Belfast sind am 12. Juli Angriffe irischer Nationalisten gegen eine Prozession zur Feier der Schlacht an der Boyne erfolgt, woraus Kämpfe zwischen den katholischen Iren und den protestantischen Ulsterleuten entstanden. Eine protestantische Kirche in Kilmallock in der Grafschaft Limerick und fünf protestantische Gemeindesäle wurden verbrannt. Die Unruhen griffen auf Schottland über. Der katholische Erzbischof von Edinburgh rief die Behörden zum Schutze der Katholiken an; kein katholischer Priester könne, ohne Beschimpfungen zu erleiden, auf der Straße erscheinen; in den Fabriken und amtlichen Werkstätten seien die katholischen Angestellten einer erbitterten Verfolgung ausgesetzt. Der katholische Bischof der Grafschaft Down in Ulster teilt in einem Aufruf um Geldspenden für die Opfer der Kämpfe mit, 384 katholische Familien und über 1000 Einzelpersonen seien aus ihren Wohnungen vertrieben. Das Gericht in Glasgow verurteilte sechs an den Religionskämpfen beteiligte junge Leute zu je 30 Tagen Gefängnis. FZ 372/5

Im litauischen Bildungsministerium ist ein Referat für evangelische Kirchenfragen geschaffen worden. ED 29

In Polen erscheinen 129 jüdische Zeitungen, in Palästina nur 30. PEK 10

Sechs Gemeinden des deutschen Teils der reformierten Kirche Südslawiens mußten aus Geldnot ihre Pfarrerstellen mit Hilfspredigern besetzen. RfK 30

Der protestantische Pfarrer Johann Göring, der seit letztem Frühjahr in Kiew gefangengehalten wird, ist zum Tode verurteilt worden. FZ 385/6

Andere Erdteile

Die heilige Synode der orthodoxen Kirche in Jerusalem wählte den Erzbischof Timotheos zum Patriarchen, dessen Sitz seit 1931 unbesetzt war.

Die japanischen Buddhisten haben zur 2500-Jahr-Feier Gautama Buddhas im Dezember 1934 eine Medaille geprägt und zwei davon auch an deutsche Gelehrte verliehen. FZ 363/4

Die englische Regierung hat alle Missionare in Abessinien (mit den Familien 100 Personen) angewiesen, sich nach Addis Abeba zu begeben, und ihren Abtransport vorbereitet. FZ 376/7

In Borneo hat die erste Synode aller Dajakgemeinden stattgefunden und einen Zusammenschluß der Gemeinden beschlossen: der erste Schritt zur selbständigen Dajakenkirche. Rf Schw Zt 28

Von Personen

Ernannt: Domkapitular Prälat Albert Fuchs zum Weihbischof von Trier. Berufen: Professor Robert Jelke, Heidelberg, für systematische Theologie nach Berlin als Nachfolger Lütgerts. Gewählt: Pfarrer Michaelis in Weimar zum Vorsitzenden der Ostasienmission; Pfarrer Privatdozent Rudolf Liechtenhan in Basel zum a.o. Professor für NT daselbst. Gestorben: Die Mutter der Armenier Karen Jeppe in Aleppo; der Begründer des Bundes für Bodenreform Adolf Damaschke, Berlin; der Exarch der russischen unierten Kirche, Leonid Feodorow. ESt

Verschiedenes

Damaschke. Der soeben verstorbene Führer der deutschen Bodenreformer hat durch Jahrzehnte hindurch zu den charakteristischsten Gestalten unseres öffentlichen Lebens gehört. Einst dem Kreise um Friedrich Naumann, den älteren Nationalsozialen angehörend, hat er sich dann parteipolitisch meist zurückgehalten, aber um so wirksamer für seinen einen Hauptgedanken geworben, daß Grund und Boden, als dem Volke unentbehrlich wie Licht, Luft und Wasser, nicht Ware und Spekulationsobjekt sein und bleiben dürfe, sondern durch gerechte Gesetze möglichst Viele ihren Anteil daran haben sollten. In unserer deutschen Geschichte ist da viel versäumt worden, nicht nur beim Wachstum unserer Großstädte, sondern schon lange vorher auch auf dem Lande; man denke an Reuters Kein Hüsung und Roseggers Jakob den Letzten. Unermüdlich und selbstlos hat Damaschke hier für wichtige sittliche Aufgaben so gekämpft, daß unzählige Christen zu seinen treuesten Anhängern gehörten. Etwas von seiner inneren Stellung zum Christentum zeigt sein Wort gegen Hauer CW 1934, Sp. 309 ff. M

Dr. Murlin, der geschätzte frühere Präsident der methodistischen Universität in Boston, starb im Alter von 73 Jahren. Während seiner Amtstätigkeit stieg die Zahl der Studenten von 1400 auf 11 000. In Deutschland ist er besonders durch sein zweimaliges Pastorat an der Amerikanischen Kirche in Berlin 1909/10 und 1928/29 bekannt geworden. Er faßte eine so tiefe Liebe zum deutschen Volke, daß er in seiner Arbeit als Volkserzieher unablässig bemüht war, die Elemente des deutschen Geisteslebens für das amerikanische zu verwerten; sogleich nach dem Krieg trat er als einer der ersten Amerikaner in vielen Besprechungen, Vorträgen und Artikeln entschieden auf die Seite Deutschlands und tat viel zur Rechtfertigung des deutschen Volkes gegenüber den internationalen Angriffen. Das Aufklärungs- und Hilfswerk Bischof D. Nuelsens hatte in Murlin einen seiner einflußreichsten und energischsten Anwälte.

Noch einmal: „So dir Jemand einen Streich gibt ..." Einen interessanten Beitrag zum Thema vom „Backenstreich", und zwar ganz im Sinne unseres Aufsatzes auf Sp. 613, liefert Reventlow in seinem Buch „Wo ist Gott?" auf S. 167: „Hätten Jesus oder seine Jünger sich mit Waffen oder Faustschlägen gewehrt, so würde es eine Karikatur gewesen sein, nicht das Bild der Würde und einer Gelassenheit, wie sie Jesus auch bei den Verhören ohne Ausnahme betätigt hat, so auch in der Antwort an den, der ihn schlug: ‚Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. Habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?' Die andere Backe hat Jesus nicht angeboten. Schläge an sich, auch unerwiderte, können Niemanden entehren, die Auffassungen sind hier immer sehr verschieden gewesen. Als Alkibiades, der arische Grieche, in der Schlacht gefangen, vom feindlichen Feldherrn geschlagen wurde, sagt er ihm: ‚Schlage weiter, aber hör' zu!'"

Henri Bouché

Versammlungskalender

19.—31. Aug. Ferienkurs des Weltbundes für Freies Christentum Bern;
26.—30. Aug. Deutsche evangelische Woche Hannover;
31. Aug.—5. Sept. Internationale Missionskonferenz Basel;
1.—3. Sept. Gustav Adolf-Verein München.
19.—23. Sept. Konferenz der „Evangelisch-christlichen Einheit" zu Hephata;
28.—29. Sept. Tagung auf der Augustusburg b. Flöha;
29. Sept.—1. Okt. Ostasienmission Frankfurt a. M.

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

„Die wesentliche Lebensäusserung der evangelischen Kirche ist und bleibt eine lebendige, verständnisvolle, innerlich geeinigte gottesdienstliche Gemeinde. Wenn hier viel zu klagen, viel verloreng egangen, viel gefehlt und versäumt worden ist, um so dringlicher sind die alten, immer neuen Aufgaben, die hier vorliegen. Und es ist äusserst dankenswert, dass uns diese Bücher darauf wieder so nachdrücklich stossen und eine Fülle beachtenswerter, aus Erfahrung und Erprobung erwachsener Gedanken und Vorschläge bringen.“

Die Amtshandlungen in der evangelischen Kirche

von

HANS G. HAACK

Pfarrer in Breslau

153 Seiten. Preis kartoniert drei Mark

„Das Werk füllt eine namentlich von Kandidaten und jüngeren Geistlichen schmerzlich empfundene Lücke aus ... Was hier der Verfasser vorlegt, hat Entscheidendes zu sagen auf diesem besonders heute so wichtigen Gebiet der Verkündigung außerhalb des regelmäßigen Gottesdienstes.“ Pfarramts-Praxis

„Im ganzen bietet er eine so gute sachliche Einführung in die einschlägigen Fragen und so viel erwägenswerte, aus der Praxis herausgewachsene Vorschläge zur Gestaltung der Amtshandlungen, und nicht zuletzt so viel treffliche Richtlinien für die Kasualreden, daß das Buch jedem Pfarrer, und zwar ohne Unterschied des Dienstalters, dringend empfohlen werden kann.“ Schwäbischer Merkur

„Nicht bloß Anfänger im Amt, sondern auch ältere Pfarrer, die gerne wieder einmal ihre Amtshandlungen unter die Lupe nehmen, werden von dem Buch, das mit seinen Literaturangaben zu weiteren Studien lockt, viel Gewinn haben.“ Kirchlicher Anzeiger für Württemberg

---

Gottesdienst und Volksdienst

Beiträge zu volksgemäßer Gestaltung kirchlicher Arbeit

von

ALBERT HOSENTHIEN

Pfarrer in Magdeburg-Westerhüsen

240 Seiten. Preis geheftet drei, gebunden vier Mark

„... Eine reiche Fülle von Stoff, der Fachmann würde sagen, eine Pastoraltheologie im kleinen ...“ Protestantenblatt

„Unmöglich, in den wenigen Zeilen eines empfehlenden Hinweises einen lebendigen Begriff von dem reichen Inhalt der Schrift zu geben. Der Verfasser will mit seinen Vorschlägen nicht glänzen, sondern helfen; und er nimmt überall, bei selbstverständlicher Wahrung des ‚evangelischen‘ Standpunktes, eine verständnisvoll vermittelnde Haltung ein, die allein sich in diesen schwierigen Dingen als fruchtbar zu bewähren vermag.“ Hamburger Fremdenblatt

„Die Art, wie Predigt, Konfirmandenunterricht, Konfirmation usw. gestaltet, zeigt sich in der Tat sehr lebendig, ansprechend.“ Stuttgarter NS-Kurier

„Die Fülle der behandelten Fragen aus allen Zweigen der kirchlichen Praxis ist so groß, daß es nicht möglich ist, in einer kurzen Anzeige dem reichen Inhalt des Buches gerecht zu werden ... Kein Geistlicher und kein Gemeindeglied, das an lebensnaher Gestaltung der kirchlichen Arbeit interessiert ist, wird ohne Gewinn die vielen aus der Erfahrung stammenden Anregungen des Verfassers zur Kenntnis nehmen.“ Die Christliche Welt

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Hans Heinrich Ehrler

der Dichter und Denker

Ein Buch religiöser Tiefe und Inbrunst:

Gesicht und Antlitz

Neue Gedichte. Preis 2 Mark

„... eine schöne Ausnahme. Ein Gedicht wie die ‚Beter am Meer' hätte von den andern keiner schreiben können. Auch sonst sind in dem Buch liebenswerte Verse, großer Überlieferung bewußt, doch von eigenem Ton. Mir scheint, daß man ihn mit dem hohen Namen des Dichters grüßen darf." Eckart

„... allen Freunden der neuen Lyrik warm empfohlen. Es ist nicht Lyrik schlechthin, Ehrler geht eigene und besinnliche Wege, kämpft um Antworten und Deutungen ewiger Wahrheiten, die immer neu errungen werden müssen."
Der Türmer / Deutsche Monatshefte

„... fordern vom Leser Versenkung in stillen Stunden. Wer solche ihm widmet, vor dem wird das Buch aufblühen in dunkler, reifer Schönheit, und Segen wird von ihm ausgehen."
Ostdeutsche Monatshefte

*

Eine Apologie der christlichen Liebe und des christlichen Glaubens:

Das Gesetz der Liebe

Preis 2.50 Mark

„Der Verfasser hat den Kern des Problems getroffen. Er stellt den Drang zur Einigung als notwendiges Lebens- und Weltenprinzip hin und zeigt, daß, solange die Liebe die Dominante im Kosmos ist, das Gute über das Böse, das Leben über den Tod triumphieren wird. Wir danken dem Verfasser dafür, daß er das Problem der Liebe nicht im gefühlseligen, nicht im zweideutigen Sinne behandelt, sondern als reifer Mensch spricht, für den aus seiner Lebenserfahrung heraus die Liebe das Hohe, Reine, das lebensspendende Element, das Schönste in der Gotteswelt ist. Hans Heinrich Ehrler hat durch sein Buch vielen Menschen die Möglichkeit gegeben, sich Klarheit über das Gesetz der Liebe zu verschaffen." Reichsbote

„... Die letzte Erkenntnis Ehrlers, des bekannten Dichters, den wir hier als tiefgründigen Philosophen wiederfinden. Wunderbar ist darin die Verbindung kosmischer und metakosmischer Gedankengänge mit unserem Alltagserleben und -tun. Der Inhalt des Buches sei jedem, der denkend und liebend leben möchte, zu eingehender und langsamer Verarbeitung empfohlen." Landeskirchl. Blätter

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

VORANZEIGE

Im Rahmen der „Sammlung von Selbstdarstellungen der christlichen Kirchen"

EKKLESIA

erscheint Anfang September

Teil III, 11

Die Altkatholische Kirche

Preis sechs Mark

Vorzugsangebot: Bei Bestellung vor Erscheinen nur **RM. 4.50**

Eine umfassende Selbstdarstellung der Altkatholischen Kirche durch sieben ihrer bedeutendsten Führer

Inhalt:

Die Geschichte der altkatholischen Bewegung. Von Professor Dr. Ernst Gaugler (Bern)
Lehre, Verfassung und Kultus der Altkatholischen Kirche. Von Professor Dr. Rudolf Keussen (Karlsruhe)
Die Niederländische Altkatholische Kirche. Von Pfarrer Engelbert Lagerwey (Utrecht)
Die Christkatholische Kirche der Schweiz. Von Bischof Dr. Adolf Küry (Bern)
Die Altkatholische Kirche in Deutschland. Von Bischof Erwin Kreuzer (Bonn)
Die Altkatholische Kirche in Österreich, der Tschechoslowakei, Jugoslavien, Polen und Amerika. Von Pfarrer Dr. Herbert Neufeld (Berlin)
Die Beziehungen des Altkatholizismus zur Anglikanischen und zur Orthodoxen Kirche. Von Bischof Dr. Adolf Küry (Bern)
Bibliographie des Altkatholizismus. Von Pfarrer Constantin Neuhaus (Basel)
Adressen der Altkatholischen Kirche.

„Auf dieses Werk kann gar nicht oft genug empfehlend hingewiesen werden: es bewahrt uns in dieser Zeit des Kirchenkampfes vor dem Ärgsten, das uns zustoßen könnte: daß wir über allem, was in der gegenwärtigen Lage unserer Kirche unsere Aufmerksamkeit und Kraft beansprucht, die ökumenische Sicht verlieren!" Zeitschr. f. Missionskunde u. Religionswissensch.

Bereits liegen vor:

BAND I: DIE BRITISCHEN LÄNDER

1.

Die Kirche von England

Preis RM. 6.—, für Subskribenten auf das Gesamtwerk RM. 4.—

BAND II: DIE SKANDINAVISCHEN LÄNDER

5.

Die Kirche in Schweden

Preis RM. 7.50, für Subskribenten RM. 5.50
dargestellt in Aufsätzen von
Erzbischof Söderblom †, Erzbischof Eidem u. v. a.

BAND III: DIE MITTELEUROPÄISCHEN LÄNDER

9.

Die evangelischen Kirchen der Niederlande

Preis RM. 8.—, für Subskribenten RM. 5.50

10.

Die evangelischen Kirchen der Schweiz

Preis RM. 11.—, für Subskribenten RM. 8.—

BAND IV: DEUTSCHSPRACHIGE LÄNDER:

14.

Die evangelische Kirche in Österreich

Preis RM. 7.50, für Subskribenten RM. 5.50

Prospekt bitte verlangen!

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA